

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslanddeutschen

3. Heft

März 1927

2. Jahrgang

Wie weit sind wir auf dem Wege zur deutschen Volksgemeinschaft?

III.

Die deutsche Volksgemeinschaft in Polen

von Ing. B. Kauder · Kattowitz.

Der Weg zur Volksgemeinschaft der Deutschen in Polen ist ein beschwerlicher und schwieriger. Nicht nur liegen die einzelnen Siedlungsgebiete weit auseinander, auch die seltsche Haltung und die Wachtsturmrichtung der sie bewohnenden Deutschen ist sehr verschieden. Jahrhundertelange staatliche Einwirkung hat in den einzelnen Teilgebieten Menschen entwickelt, die wohl im Letzten — ihrer Deutschesheit — gleich, aber doch im seltschen Komplex stark verschieden sind. Die Einheit im Letzten ermöglicht die Hoffnung auf die Möglichkeit einer deutschen Volksgemeinschaft in Polen. Nicht zu übersehen, sondern mitzubenußen und beim Aufbau nach ihrer Art zu verwenden sind die Eigenarten der Menschen der drei Teilgebiete. Es gilt bei allen Arbeiten das Einigende voranzustellen, das Trennende zum mindesten bis zum gegenseitigen Verstehen zu mildern. Dies ist der Zweck der folgenden Zeilen, die auch in der Kritik niemanden verletzen wollen, sondern stets vom Willen zum gemeinsamen Aufbau getragen werden. Wir sind noch sehr weit entfernt von Volksgemeinschaft, haben vielfach noch nicht einmal die zueinanderführenden Wege beschriften, sondern sind in unseren Vorurteilen gegeneinander stecken geblieben. Selbst in so nah nebeneinander liegenden Landschaften, wie in dem ehemaligen preußischen und österreichischen Schlesiens sind wir über politische Fühlung nicht wesentlich hinausgekommen. Immerhin ist hier, durch das Anspinnen vieler persönlichen Bindungen, ein Schritt zum Verständnis hin gemacht worden.

Außer den erwähnten Schwierigkeiten liegen noch andere vor. Es ist die Vereinigung von Grenz- und Auslanddeutschen in einem Staate. Wenn auch all diese Deutschen vieles der politischen Lage gemeinsam haben, so ist doch taktisch ein ver-

schiedenes Vorgehen nötig, wie auch eine andere seltsame Einstellung den verschiedenen lebenswichtigen Problemen gegenüber sich bemerkbar macht. All diese Besonderungen müssen in den Aufbau einbezogen und können nicht von heute auf morgen ausgeglichen und getilgt werden. Wie überhaupt dieses Werden der Volksgemeinschaft ein biologischer Prozeß ist, dessen Vollendung bestenfalls die unter diesen Lebensbedingungen heranwachsende Jugend bezeugen kann. Wohl aber ist, weil diese Jugend erzogen werden muß, dieser Prozeß beeinflusbar, soweit Willensmächte den volksbiologischen Ablauf des Geschehens korrigieren können.

Die Volksgemeinschaft braucht ihre sichtbaren Zeichen. Ein solches sehen wir in der Deutschen Sejmfraktion, die die politische Spitze des Gesamtdeutschtums darstellt. Es ist als Zeichen größter Einsicht zu werten, daß das durch so viele Besonderungen gespaltene Deutschtum — hier kommen noch die parteimäßigen Sonderungen, die in manchen Gebietsteilen noch stark mit konfessionellen verbunden sind, dazu — sich zu einer einheitlichen politischen Vertretung aufgerafft hat. Allerdings hat hierzu bitterster Not gebieterisch gezwungen. Die Mißschaffung des Minderheitsblocks wird immer eine rühmliche Tat dieser Vertretung bleiben. Allerdings liegt für uns Deutsche in Polen der Schwerpunkt unserer Volkstumsarbeit nicht auf parlamentarischem Gebiet, wie es meistens im Außendeutschtum der Fall ist. Außer im Sudetendeutschtum, das eine 3 $\frac{1}{2}$ Millionenzahl in die politische Waagschale werfen kann, sind die parlamentarischen Vertretungen wohl nötige politische Institutionen, sollen aber in ihrem Wert nicht überschätzt werden, weil dann der Blick für wichtige Aufgaben verloren gehen kann. In den preussischen Teilgebieten, in denen das Leben früher, innerhalb des großen Staates ohne Volkstumsbedrohung stark politisiert war, ist eine Ueberwertung dieser parlamentarischen Tätigkeit erklärbar gewesen, scheint aber jetzt langsam einer mehr kulturpolitischen Einstellung auf die grundlegende Arbeit im deutschen Volkstum selbst zu weichen. Dem geistig höchststehenden Deutschen fällt notwendigerweise die Führung innerhalb des Minderheitsblockes zu, wodurch gerade die deutsche Fraktion als Vertretung der deutschen Volksgemeinschaft wichtige Aufgaben hat. Wir können mit Befriedigung feststellen, daß gerade in letzter Zeit auf diesem Gebiete viel geleistet wurde, das in größerem weltpolitischen Zusammenhang seinen Ausdruck in der Hinneigung ukrainischen Wesens zum deutschen Menschentum finden kann. Leider sind die Tendenzen auf slavischer Seite manchmal nicht geradlinig, sodaß die Dauer und Fruchtbarkeit der Zusammenarbeit oft in Frage gestellt scheint. Es ist Arbeit für die Zukunft.

Der Abgeordnete des Außendeutschlums muß ein weitblickender, herzensoffener Volksmann sein, der über seine parteipolitische Arbeit hinaus, Volksführer sein kann. Dies erfordert wesentlich andere Eigenschaften als sie dem binnendeutschen Abgeordneten eignen. Wenn unsere Abgeordneten zum Teile diesem Ideale nahekommen, müssen wir das hoch einschätzen, da viel Umlernen nötig war. Wenn es auch unserer politischen Vertretung nicht gelang, manch Schlimmes von der Volksgemeinschaft abzuwenden (Bodenreform, Schulpferrungen) so müssen wir doch hoch anerkennen, daß sie parlamentarisch ihr möglichstes getan hat und daß sie das sichtbarste Zeichen,

gleichsam das Leuchtfeuer, auf unserem Weg zur Gemeinschaft aller Deutschen war und ist. Leider stützt sich diese Vertretung auf keine durchgreifende, deutsche Organisation, sondern entsteht auf einem parteipolitischen Kompromißweg. Das kann für die Volksgemeinschaft manchmal recht böß sein, da die Parteien erfahrungsgemäß nicht viel mehr als Wahlarbeit leisten und so das feste Gerippe des Volkskörpers fehlt. Nur in Oberschlesien bestehen große tragende Organisationen im Verbands deutscher Katholiken und im Deutschen Volksbund. In Posen und Pomerellen scheint sich mehr eine berufständige Gruppierung heranzubilden. Der politische Zusammenschluß aller Deutschen stand im Zeichen der Not. Nicht so spürbar war diese auf kirchlichem Gebiete, außerdem sind hier besonders große traditionelle Schwierigkeiten vorhanden. Deshalb ist es hier erst in letzter Zeit (Ende 1926) zu einer größeren Zusammenfassung gekommen. Allerdings ist der Evangelische Kirchenbund, wie er in Wilna geschaffen wurde, nur ein loser Verband, der auch Undersnationale umfaßt. Hindernd steht dem Entstehen einer evangelischen Reichskirche gegenüber, daß in Posen und Pomerellen, sowie in Oberschlesien die Kirche unierter Verfassung besteht, während in Galizien das augsburgische und helvetische Bekenntnis eng miteinander verbunden, in Kongreßpolen und Ostschlesien die Kirche A. B. der Hauptfaktor ist. Diese Verschiedenheiten werden so weit getrieben, daß Bischof Bursche, das Haupt der Kirche A. B. und ein überzeugter Pole, mit Gründungen seiner Kirche in das Interessengebiet der unierten Kirche Posens und Pomerellens einzudringen versucht. Das evangelische Bekenntnis umfaßt weitaus den größten Teil der Deutschen und ist ein wesentlicher Faktor auf dem Wege zur Volksgemeinschaft. Besonders in Posen und Pomerellen ist die evangelische Kirche eine beachtliche Wegbereiterin, da sie durch ihre Pastoren auf dem flachen Lande fast die einzige geistige Anregung austreut. Auch hat sie in diesen Gebietsteilen einen Großteil der Jugend organisiert und erhält so, bei der mangelnden Schulbildung, besonders auch durch ihren Konfirmationsunterricht, die Jugend beim Deutschtum. (In diesem Gebiete gehen 33,4% der deutschen Kinder in polnische Schulen.) In Galizien ist die evangelische Kirche der wichtigste Faktor seit der Schließung des Bundes der christlichen Deutschen Galiziens. Das ganze Schulwesen ist privat auf evangelisch-kirchlicher Grundlage aufgebaut. In Kongreßpolen bezeichnet der Pole den Deutschen schlechtweg als evangelisch. Leider ist der Großteil der Pastoren durchaus propolnisch eingestellt. Es gibt in Polen, trotzdem die Deutschen ein Vielfaches der kleinen polnisch-evangelischen Kirche ausmachen, nur eine polnisch-evangelische Fakultät in Warschau. Das Verhältnis des Staates zur evangelischen Kirche ist noch ungeregelt.

Das katholische Bekenntnis umfaßt in geschlossener Siedlung nur das Deutschtum Oberschlesiens. Da die katholische Kirche als Staatskirche in der Hauptmasse ihrer Priester und Oberen polnisch ist, war es nötig, für die deutschen Katholiken einen festen Zusammenschluß zu schaffen, was von Oberschlesien aus im Verbands deutscher Katholiken geschah. Dieser hat besonders für das katholische Diasporadeutschtum in Galizien, Posen und Pomerellen große Bedeutung und ist wegen seiner erhaltenden

Arbeit ein wertvolles Glied in der Reihe der Führer zur deutschen Volksgemeinschaft.

Die wichtigste Angelegenheit für ein Außendeutschtum ist die deutsche Schule. Erst wenn durch sie die Voraussetzung (Lesen, Schreiben, deutsches Wesensgefühl usw.) geschaffen sind, kann überhaupt an ein Fortschreiten zur Volksgemeinschaft gedacht werden. Um die deutsche Schule schaut es bei uns in Polen sehr schlecht aus. Umfomehr müssen wir die deutschen Lehrer schätzen, die unter so schweren Bedingungen ihre verantwortungsvolle Arbeit tapfer leisten. Fast als die ersten haben sie sich im Verbands deutscher Lehrer und Lehrerinnen einen Reichszusammenschluß gegeben und sich in sichtbarer Aufbauarbeit gefunden. Durch ihre, jeweils in anderen Landesteilen stattfindenden, Bundestagungen, durch pädagogische Wochen haben sie viel zum gemeinsamen Kennenlernen und damit zum Verstehen beigetragen und sind wenigstens in den führenden Männern, die eifrigsten Wegbereiter der Gemeinschaft aller Deutschen.

Jünger, aber äußerst bedeutungsvoll ist der Zusammenschluß der deutschen Hochschüler in der „Interessengemeinschaft.“ Diese umfaßt die örtlichen Vereine deutscher Hochschüler in Krakau, Warschau, Lemberg, Posen und Danzig und hat bisher durch ihre Jahrestagungen junge Menschen aller Teilgebiete zusammengeführt mit dem ausgesprochenen Willen durch dieses junge Menschtum eine haltbare Basis der Zusammenarbeit zu schaffen. Da die alte Generation wohl besten Willens ist, aber infolge der anderen Wuchsbedingungen vielfach nicht in der Lage die Wege zueinander zu finden, sehen wir mit froher Hoffnung auf die heranreifende, akademische Jugend. Allerdings ist noch viel sachliche Schulungsarbeit zu leisten.

Den Hauptteil der ca. 1,300.000 Menschen umfassenden deutschen Volksgemeinschaft bilden die deutschen Bauern. Zum Großteil aus Kolonistengeschlechtern stammend, haben sie einen machtvollen Zusammenschluß dadurch erlebt, daß der noch aus deutscher Zeit stammende, Posner Verband deutscher Genossenschaften den größten Teil aller bäuerlichen Organisationen in sich aufgenommen hat. In der Organisation und Unterstützung der Deutschen des Weichselbogens und Wolhyniens harren noch große Aufgaben, denen man allmählich nachzukommen sucht.

Große Zusammenschlüsse bestehen auch auf dem Gebiete des Vereinslebens, welches ja für uns Außendeutsche große Bedeutung hat. So vereinigt die „Deutsche Turnerschaft in Polen“ außer den Kongreßpolnischen, deren Beitritt aber nur eine Frage der Zeit ist, alle Turnvereine Polens. Ihre Bundesfeste sind wahre Volksfeste. Auch das Sangeswesen verfügt über große Teilzusammenschlüsse in den einzelnen Gebieten, die vielleicht einmal zu einem großen Sängerbund zusammengefügt werden können.

Das Büchereiwesen ist in zwei Verbänden zusammengefaßt. Man darf die Hoffnung noch nicht aufgeben, daß auch auf diesem Gebiete ein engerer Zusammenschluß als bisher, möglich sein wird. Der Verband Deutscher Volksbüchereien umfaßt 230 Büchereien in Schlessien, Galizien und Wolhynien. Der Verband Deutscher Büchereien betreut Posen, Pomerellen und Kongreßpolen. Für die Be-

freuung kultureller Fragen (Lichtbildervortragswesen, Vortragswesen, Laienspiel, Hochschulwochen) besitzt das Deutschtum Schlesiens und Galiziens im „Deutschen Kulturbund“ eine kräftige Arbeitsstelle. Hier wäre die Schaffung eines Kulturamtes der Deutschen Polens anzustreben, welches viel Doppelarbeit ersparen und zur Betreuung aller Gebiete viel beitragen könnte. Es könnte nur als organischer Zusammenschluß der Kulturämter der Teilgebiete geschaffen werden, um alle Vorteile förderalistischen Aufbaues mit der zentralen Leitung zu vereinen.

Wir sind am Ende unserer Uberschau und müssen hier trotz der Wichtigkeit aller bisherigen Leistung doch feststellen, daß wir noch weit vom Ziele sind. Dies vor allem deshalb, weil uns für den Aufbau der Volksgemeinschaft die leitende Idee mangelt. Volksgemeinschaft kann nicht nur Notgemeinschaft sein, weil der fremde Staat uns zusammenzwingt, sonst ist sie leere Organisation. Sie muß von einer leitenden Idee geführt, von dem Gefühl einer Aufgabe durchdrungen sein, soll sie schöpferisch und lebendig sein. Hat denn unser Leiden gar keinen Sinn, sind wir nur zufällig so zueinandergeführt worden. Ich meine, daß das Zusammenleben alter Auslandsdeutscher und früherer Reichsdeutscher, daß die Erziehung zum Volksdeutschen (zum Unterschied von Staatsdeutschen) der Sinn unseres Schicksals für uns selbst sei. Die Idee unseres Schicksals ist doch die, daß wir Sinbilder Gemeindeutschen Wesens sind, die dem slavischen Nachbar vorleben müssen, was der deutsche Mensch außerhalb seines Staates bedeutet als deutscher Mensch schlechtweg. Werden wir diese Idee voll erfaßt haben und unsere Bildung auf Erziehung der volksdeutschen, heimatgebundenen Menschen abstellen, so werden wir den Weg zur wahren Volksgemeinschaft beschreiten und unseren Brüdern im Binnendeutschtum vielleicht einmal reichen Gewinn an deutschem Menschentum mitbringen.

Drei baltische Zeitbilder

Von Mia Munier-Problewska

1.

Sonntagstillte und Oktobersonnenschein! Das Laub brennt! in goldener Prach und der Wildwein schlingt sich um die weißen Verandafäulen gleich purpurnen Bändern, so daß man den abbröckelnden Bewurf nicht sieht.

Eine Scheibe der Verandatür ist zerbrochen. Ein leichter Wind weht in den großen Saal. Er ist ganz leer. In feiner Schicht ruht der Staub auf den Sims der weißen Kachelöfen, auf dem zerschrammten Parkett und an den Wänden, an denen dunklere Vierecke und Ovale die Stellen andeuten, wo einst Bilder hingen.

Eine halbgeöffnete Flügel tür bewegt sich im Windhauch, denn an der Frontseite sind viele Fensterscheiben ausgeschlagen, so daß ein leichter Zugwind ständig durch die leeren Räume weht. Die Tür gibt ein leise kreischendes Geräusch, das ist wie ein unterdrücktes Wimmern.

Auf den Verandastufen sitzt ein altes Weiblein im hausgewebten Rock. Sie hat auf dem Kopf ein seidenes Tuch mit einem Pfauenfedermuster auf goldig gelbem, glänzendem Grunde . . . Dies Tuch ist ihr Prachtstück, es liegt in ihrer Truhe zu oberst und wird nur zu besonderen Gelegenheiten hervorgeholt. Unter dem Tuch, das schirmartig über die Stirn vorgeschoben ist, sehen die greisenhellen Augen aus dem verwirkelten, pergamentgelben Gesicht hinab in den Garten, und langsam sickern durch Runzeln und Falten zwei Tränen zu den zitternden Mundwinkeln.

Der Garten ist eine Wildnis, die Kieswege kaum mehr kenntlich, voller Unkraut. Hier und da sieht man noch Reste der Stein- und Muschelseinfassungen einstiger Beete, hier und da zwischen üppig wuchernden Nesseln und Kletten vereinzelt Stauden altmodischer Blumen, Stockrosen, Löwenmäulchen, Venuswagen.

Die Alte erhebt sich mühsam und humpelt die Stufen hinunter. Einige Bretter sind verfault, eine Stufe fehlt ganz. Hinter ihr wimmert es aus dem Hause leise, einförmig. Sie geht um die nächste Ecke, tritt an ein geöffnetes Fenster und schaut hinein. Neben einem Marmorkamin ist ein Herd roh aufgemauert, im Parkett sind Löcher, schmutziges Wasser schwimmt darin. Ein kleines Kind rutscht fast nackt zwischen den Löchern herum. Eine Frau steht scheuernd an einem Zuber. Sie bemerkt die Alte am Fenster und sagt: „Was hat man sich denn so herausgeputzt?“

Die Alte bewegt den Kopf, sie scheint mehr zu sich selbst, als zu der Trägerin zu sprechen. „Wenn man zu Gräbern geht, muß man sich gut ankleiden. Den Toten gebührt Ehre.“

Das Weib am Zuber lacht. Das Kind ist mit den bloßen Füßchen in ein Pfütze geraten und schreit.

„Seid ihr die einzigen, die noch im Schloß wohnen?“ tönt vom Fenster die Stimme der Alten.

Das Weib nickt. „Die einzigen! Wir fürchten uns nicht. Das ist ja zum Lachen, was die Leute erzählten, die als erste nach der Landaufteilung hier einzogen. Kleine Kinder kann man mit Gespenstern schrecken, aber nicht vernünftige Menschen. Heute ist das Volk nicht mehr so dumm, an Gespenster zu glauben. Es gibt keine Gespenster und keinen Gott, das wollten uns nur die Barone alles einreden und die Pastore halfen ihnen dabei. Aber damit ist es jetzt vorbei.“

Die Alte wendet sich und schreitet langsam durch die Gartenwildnis. In der Stille tönt deutlich das seltsame Wimmern aus dem leeren Hause, erstickt, gleichsam unterirdisch. Schwerfällig schieben sich die alten Füße durch das raschelnde Gold der Kastanienfächer und Lindenherzen. An einer umgefallenen weißen Gartenbank bleibt sie stehen und streichelt mit den welken Fingern die zertrümmerte Lehne.

„Hier saßen wir immer, mein Duding (Duding heißt lettisch Täubchen). Wo bist du jetzt? In alle Winde seid ihr zerstreut, meine Kinderchen,“ murmelt sie.

Vor einem Gebäude im Wirtschaftshof stehen einige junge Männer, rauchen und unterhalten sich. Hinter dem Rücken der Alten erhebt sich ein Gelächter.

„Wie ein alter Spuk schleicht sie dahin!“

„War sie früher im Schloß?“

„Ja, sie war Wärterin, hat alle Baronchens gewiegt.“

„Ob sie heute zum Friedhof kriecht?“

„Versteht sich! Es war ja im Oktober, als man den alten Baron erschossen hat. Sie will wohl ein Gebet abzählen (typisch lettische Ausdrucksweise) am Grabe.“

Einer ahmt den Tonfall alter Straßenbettler nach und plarrt vor sich hin: „Gott segne alle deutschen Barone und schenke ihnen Reichtum und langes Leben.“

Eine Ebereschentallee führt vom Hof sanft hügelan zum Friedhof. Der Fußpfad unter den Bäumen ist überstreut mit abgefallenen purpurnen Beeren. Es ist, als laufe eine feine Blutspur über die Erde. Zur Linken leuchtet in sanftem Grün ein Feld mit frisch aufgekommenem Roggen. Zur Rechten breitet sich die Brache in weichem, violett durchflecktem Braun.

„Unsere Erde,“ murmelt der zahnlose Mund der Alten, „sie gibt allen das Brot, den Deutschen und uns, so früher, so auch jetzt. Unsere Erde, unsere gute Erde.“

Der Wald um den Friedhof rauscht dunkel. Viele eingesunkene Hügelchen, schiefe, moosüberzogene Holzkreuze, auf manchem frischen Grabe lezte, leuchtende Herbstblumen, knallgelbe und rote Georginen, auch verblichene Papierrosen.

Eine Tannenhecke grenzt den Platz ab, dem die Alte zustrebt. Zwei Reihen grauer Steinplatten. An den ältesten Tafeln sind die Inschriften unleserlich. Die Alte humpelt zu den neueren Hügelchen und Kreuzen. Quer über einem Kindergrabe liegt ein zerbrochenes, weißes Marmorkreuz.

„Mein Buzing, warum haben sie dir das schwere Kreuzchen auf dein Hügelchen geworfen? Drückt es dich nicht, mein Buzing?“ (Buzing lettischer Kosename.)

Sie gleitet mit den Fingern über den Marmor, puht den verwilderten Hügel ein wenig, wendet sich dann dem letzten Grabe zu, das noch kein Kreuz hat, kniet mühsam nieder und murmelt lange belend vor sich hin. Nur einmal hebt sie die Stimme und wiederholt zweimal die fünfte Bitte: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“

Und wieder suchen zwei große helle Tränen sich ihren Weg durch die Runzeln im Gesicht der alten, treuen Lettin, die hier ihren deutschen Herrn an seinem Todestage besucht. Der Oktobersonnenschein leuchtet auf dem grünblauen Geschiller der Pfauenfedern in der gelben Seide. Ein großes Schweigen hält das Herbstland wie in ernsten, liebenden Händen. Nur der Wind streift um die Kiefernkrone. Seine unverständenen Worte schwingen in der blaßblauen, durchsichtigen Luft über dem einsamen, schweigenden Lande.

2.

Nachtschmetterlinge prallen an die grüne Lampenkuppel . . . so warm die Sommernacht! Das Kaprifolium an der Veranda duftet streng. Im warmen Lampenlicht die lieben Gesichter, Großmamas Paltencekarten, Gläser mit Bier und Birkwasser, blonde Zöpfe, ein grün-blau-weißes Farbenband, Mutters Strickzeug, Vater hinter der „Dünazeitung“. Jetzt wird gesungen: „Wir hatten gebauet“ . . . Gellend gibt der Wecker an, zerreißt das freundliche Traumbild, das für einige

Sekunden Glück und Wärme spendete. Das alte Fräulein fährt empor, tastet mechanisch nach dem Nischenschalter und ist wieder in der harten Wirklichkeit, als die kalte Kelle aufflammt und das öde kleine Zimmer in einem Berliner Hinterhause grell beleuchtet.

Es ist sehr kühl, der Heizkörper am Fenster gibt um 6 Uhr morgens nur eine matte Wärme. Kaum ist das alte Fräulein aus dem Bett heraus, da wird sie vom Husten geschüttelt. Heiser rasselt es in der eingesunkenen Brust. Ganz erschöpft klammert sie sich an den Bettpfosten. Allmählig schwindet der ängstliche Ausdruck der Atemlosigkeit aus ihren Augen. Ihr Blick haftet an einem kleinen Bilde über dem Bett. Da ist sie, die alte Holzveranda im Kaprifoliumgerank. Licht und Schatten eines Sommernachmittags überstreut die Photographie mit hellen und dunklen Flecken. Wie beziehungslos zu seiner Umgebung hängt das Bildchen an der Wand des Berliner Mietzimmers, dieses Bildchen des kurischen Kleinstadthauses, das heute in Schutt und Trümmern liegt, das nur in der Erinnerung des alten Fräuleins fortlebt.

Einen Blick tut sie jetzt auf die Uhr und beginnt eilig sich anzukleiden. Stehend trinkt sie den dünnen Kaffee, der im Korridor auf dem Spiegeltischchen steht. Das Brot zu essen hat sie keine Zeit mehr, sie steckt es in die Tasche, zieht den altmodischen, fadenscheinigen Mantel an, löscht das Licht und eilt die vielen, vielen Treppentufen hinunter, über den asphaltierten Gang zum Vorderhause, erschauert in der Kälte des Dezembertags und strebt, so schnell sie kann, dem hellen Tor des Untergrundbahnhofs entgegen.

Eile, Eile! ~~Between~~ Zwischen sechs und sieben geht die Bahn nur alle Viertelstunde. Sie darf den Anschluß nicht verpassen, um rechtzeitig in der Fabrik zu sein. Keuchend die Treppe hinab! Aus der Dunkelheit des schwarzen Tunnels rast der Zug heran. Türen auf! Der Andrang ist groß. Das alte Fräulein drängt mit allen Kräften, ein dicker Herr mit der Zigarre im Munde schiebt sie rücksichtslos zur Seite. Sie hehlt zur nächsten Tür, schlüpft glücklich in den überfüllten Wagen. Der Zug rast ab. Eng eingekellt steht sie da, steht so beengt, daß sie das Brot nicht aus der Tasche ziehen und essen kann. Sie spürt eine Leere im Magen und ein flaueres Hungergefühl. Ein Herr neben ihr liest stehend die Morgenzeitung. Der Geruch der frischen Drucker-schwärze verursacht ihr Unbehagen, das frische Blatt zittert dicht vor ihrer Nase hin und her.

Es ist der letzte Wagen, in dem sie fährt. Die schwarzen Schachtwände gleiten an den Fenstern vorüber. Das alte Fräulein wendet den Kopf von der Zeitung weg und sieht zurück. Immer kleiner wird der helle Punkt des entschwindenden, erleuchteten Bahnhof, immer kleiner. Es geht dem alten Fräulein durch den Sinn: So entschwindet mir jene alte, versunkene Welt, jenes alte Leben. Ich hebe durch die dunklen Tunnels einer fremden Großstadt um mein bißchen tägliches Brot und nur der ferne Lichtpunkt Erinnerung erhellt mein freudloses Dunkel.

Ein erneuter Hustenanfall packt sie, rüttelt ihren dürren Körper. Das helle Pünktchen am Ende des Schachts erlischt. Sie bemerkt es nicht, sie hält sich an der Messingstange und ringt nach Luft.

Nollendorfsplatz! Umsteigen! Den langen, zugigen Gang hinauf! Sie weiß, wie dieses Sassen in dem heftigen Zug ihr schadet. Sie drückt das Gesicht in den allmodischen, runden Muff, stößt beständig mit dem Menschenstrom aus der entgegengesetzten Richtung zusammen, taumelt, hastet weiter, versucht den Hustenreiz zu unterdrücken und fühlt plötzlich eine solche Abspannung, daß sie sich an die helle Kachelwand mit den Reklameplakaten lehnt und teilnahmslos stehn bleibt. Als sie sich wieder ermannet und die Hochbahnhalle erreicht, ist ihr Zug soeben fort. Sie blickt hinab auf den dunklen Schienenweg. Das blanke Geleise winkt aus der Tiefe gleißend, lockend: „Komm, spring herunter! Hast du nicht gehört, daß ich dich töte mit meiner elektrischen Kraft? Dann ist alles vorbei, Kälte, Husten, Müdigkeit, Einsamkeit, die geistlose Arbeit mit schmerzendem Rücken und kältefarren Fingern in der Konfektfabrik. Was zögerst du? Was hält dich noch in diesem miserablen Leben?“

Das alte Fräulein lächelt plötzlich. Dies tief innerliche Lächeln geht sonnenhell um ihre hageren, eckigen Züge. Aus einer versunkenen Ferne sehn ein paar kluge, gütige Augen sie an. Jemand spricht zu ihr: „Vielleicht ist unser ballistisches Leben zu bequem, zu sorgenlos, vielleicht werden wir noch harte Wege gehn müssen. Dann erst werden wir unsere Existenzberechtigung beweisen und zeigen müssen, welches Geistes wir sind, ob unsere vielgerühmten Ideale nur taube Blüten waren, gezeitigt in der Treibhausluft der Behaglichkeit, oder ob sie Frucht tragen, neue Samenkörner streuen werden in Not und Qual, im Kampf ums Dasein.“

Das alte Fräulein richtet sich ein wenig auf. „Du schläfst auch schon mit der Mörderkugel in der Brust, mein lieber alter Pastor, du brauchst die fremden Straßen nicht mehr zu gehn, aber ich danke dir heute, du hast mir geholfen fünf Jahre nach deinem körperlichen Tode.“

Der Zug rast heran. Weiter! Es muß gehn und es wird gehn.

Eine Stunde später steht das alte Fräulein in der großen, kalten Halle mit dem rauchenden Ofen und dem Gasgeruch, klebt Papieretiketten auf blecherne Bonbonbüchsen, tröstet ihre jugendliche Nachbarin, die ihr häusliche materielle Sorgen und ein bißchen Liebeskummer anvertraut, und verspricht einer Frau, ihr morgen ein Kinderbuch für ihr krankes Töchterchen mitzubringen.

„Wir dachten, daß Sie heute nicht kommen würden,“ sagt die Frau, „weil Sie gestern so schlimm gehustet haben, und da hab ich den Andern gesagt: mir fehlt was bei der Arbeit, hab ich gesagt, wenn das alte Fräulein aus Kurland fortbleibt, sie ist die beste Kameradin von allen. Kein Neid und kein Klatsch! Wo gibt es denn noch solche in Berlin!“

Da lächelt das alte Fräulein wieder wie auf dem Hochbahnhof Nollendorfsplatz und ihre Augen werden so hell wie Sterne, die am schönsten leuchten in Herbstnächten, wenn der Himmel sehr dunkel ist.

3.

Der rosig-violette Dunst eines Frühlingsabends liegt in zarten Schleiern an den zackigen Waldkanten, die rundum den Horizont begrenzen. Die große Linde

am Giebel hat schon kleine, gelb-grüne Blättchen, die wie ein liches Spitzentuch über ihrem dunklen, fein verzweigten Geäst hängen. Durch diesen grünen Schleier scheint der aufblühende Abendstern herab zu dem alten, niedrigen Landhause mit dem Starenhäuschen am Giebel, wo Frau Starin brütend hockt, und dann flimmert er noch tiefer hinein durch das geöffnete Schlafzimmersfenster. Da sitzt eine junge Frau und hat ein Kind an der Brust, deren Weiße sich scharf abhebt gegen den braun verbrannten Hals. Wie verarbeitet ist die Hand, mit der sie das Kind hält.

Ein Flötenton und ein abendliches Geklapper vom heimkehrenden Starenvater über dem Fenster. Dann die Stimmen der lettischen Kleinwirte, die einen Teil des Hauses bewohnen und jetzt am Fenster vorbeigehn. Die junge Frau legt das Kind in seinen kleinen Wagen zurück, deckt es zu und steht sekundenlang in stiller Betrachtung. Dann verläßt sie mit einer energischen Wendung die dämmrige Stube.

Nebenan im Wohn- und Schlafzimmer sitzt am Fenster ein alter Herr.

„Gehst du noch hinaus, Annchen?“

„Ja, Papa, ich will nicht hinter Hans zurückbleiben. Er sagte mittags, er käme nicht nach Hause, bevor er das letzte Stück am Walde besät hat. Da muß ich mit meinen Erbsen auch fertig werden.“

„Über Kindchen, es ist doch schon ganz dämmrig.“

„Ich werde noch sehn können. Da schau den Abendstern, Papa, der wird mir leuchten. Bitte, wenn die Greta vom Melken kommt, sag ihr, sie soll nur Feuer anmachen und Kartoffeln aufsetzen. Das Ubrige werde ich selbst besorgen, wenn ich nach einer Stunde ins Haus komme.“

Der alte Herr bleibt allein an seinem Fensterplatz. Er nimmt die Brille ab und legt sie auf die Bücher, die vor ihm liegen. Zwei Krücken lehnen an der Wand.

Vor einigen Jahren im Bolschewikengefängnis wurde seine Sicht so schlimm, daß er seither nur gestützt mit den Krücken gehn kann. Ganz zusammengekrümmt sitzt er da und blickt hinaus in den Frühlingsabend. Ein mattrossiger Widerschein streift seine hohe, blasse Stirn unter dem schneeweißen Haar.

Nebenan in dem einsigen Kaminzimmer, das jetzt die Küche der lettischen Kleinwirte ist, lärmen Kinder und gackern Hühner. Kohlgeruch dringt herüber und der Rauch von dem schlecht angelegten, improvisierten Herd.

Die Gedanken des alten Herrn wandern Vergangenheitswege. Er sieht das Landhaus im Glanz eines Sommertages, gepflegte Blumenanlagen vor der Veranda, gute Fuhrwerke, sauber geharkte Wege, weiße Gartenbänke, die ganze Behäbigkeit des alten Kurland. Er sieht sich selber jung und übermütig mit dem grünen Kuronendeckel auf dem Kopf. Jetzt hebt er den Blick und überschaut den verwilderten Rasenplatz vor der Veranda, auf deren rechter Seite die Kleinwirte ihr Strauchwerk für den Herd aufgestappelt haben. Er sieht zwei Schweine vor dem Hause die Erde mit ihren Rüsseln aufwühlen.

Er nimmt die Brille noch einmal, dabei fällt ihm die gestickte Stelle an seinem Armel recht deutlich auf. Im erlöschenden Glanz der roten Frühlingssonne liest er noch einmal den Satz, den er vorhin angestrichen hat.

„Das, was geboren ist,
muß schließlich sterben,
des Sterbens Ende ist die Neugeburt.“

Er schließt das kleine Buch, auf dessen Deckel in Goldschrift die Worte stehen: Bagavad Gita. Nun sitzt er wieder regungslos und schaut in den dämmernden Abend.

Draußen auf dem kleinen Feldstück, das von drei Seiten von Wald begrenzt wird, spannt ein Arbeiter sein Pferd aus der Egge. Das Tier bleibt stehen und schaut mit den klugen Augen seinen Herrn verständig an. Früher hat er es nur geritten, jetzt muß es alle Feldarbeit mitmachen. Der Arbeiter klopft mit der schmalen, rässigen Hand den Hals des Tieres.

„Wir zwei haben schon manche Stunde von besonderer Art miteinander erlebt. Weißt du noch, Stella, wie wir beide als letzte Haus und Hof verließen in einer Januarnacht? Und dann das Gefecht bei Schründen! Weißt du, wie wir die Bolschewiken aus Lukum jagten? Und dann unsere schönste Erinnerung: wie wir im Maiensonnenschein über die Dünabrücke nach Riga einzogen? Jetzt tanztst du nicht mehr so kokett, Stella, wir sind beide stiller geworden. Ja, ja, an Pflug und Egge ist ein langsam Schreiten.“

Er nimmt den Rock, den er unter eine ergrünende Birke geworfen hat, zieht ihn über und zündet sich eine Zigarette an. Dabei überblickt er seine Arbeit. Sauber eingeeggt liegt das dunkle Stück Land. Die Hakerkörner schlafen nun wohl verwahrt im warmen Erdschoß. Der Arbeiter betrachtet prüfend den westlichen Himmel. . . Das ist nicht nur der typische Frühlingsdunst, der den Horizont verschleiert, das ist zusammenziehendes Regengewölk. Er nickt zufrieden vor sich hin.

Es wird dunkler. Wie Marmorssäulen leuchten die weißen Birkenstämme gegen den tiefdunklen Tannenhintergrund. Unten am Bach bei den Weiden beginnt eine Nachtigall zu schlagen. Der Arbeiter nimmt die Gespannstricke über den Arm. Langsam schreiten Mensch und Pferd dem Hof zu. Heller wird das silbergrüne Licht des Abendsterns, der zuschaut, wie die junge Frau mit der Harke die letzten Furchen voller Saaterbsen schließt, wie der Arbeiter zu ihr tritt und wie sie beide eng aneinander gelehnt zwischen den dunklen Erbsenbeeten stehen mit feierabendstillen Augen. . .

Die Petroleumlampe gibt ihren warmen, rötlichen Schein über den runden Eßtisch, an dem der alte, weißhaarige Herr und der Arbeiter sitzen. . . Das Essen ist schon abgeräumt, aus der Küche lönt das Summen der Milchzentrifuge. Die junge Frau dreht die Kurbel.

„Bist du sehr müde, Hans?“ fragt der alte Herr.

„Gewiß bin ich müde. Ich freue mich auf den Sonntagsschlaf wie ein richtiger Bauer. Ich habe heute ein tüchtiges Stück geschafft. Die andern Kleinwirte haben den größten Teil noch unbesät und ich bin fertig. Morgen Abend spätestens ist der Regen da. Der wird meiner Saat zu gute kommen.“

Der alte Herr steht lange vor sich hin. . . Ich habe Zeit gehabt, über die Wandlungen unserer Tage nachzudenken,“ sagt er nach einer Pause. „Die Bitterkeit, die mich rüttelte, als ich euch beide so hart arbeiten sah, oft über eure Kräfte hart, besonderes Unnützlich vor der Geburt, diese Bitterkeit beginnt jetzt stiller zu werden. Es vollzieht sich alles gefeßmäßig. Wir sehen die ewige Wiederholung schon oft gewesener Wandlungen jetzt am eigenen Leben. Überflüssiges muß untergehn. Die Miterlebenden leiden schwer, denn sie empfinden die Überflüssigkeit meist nicht als solche und sehn nur das Zerbrechen geliebter Formen. Mir aber ist im stillen Studium der Geschichte, die schon immer meine große Trösterin und Lehrmeisterin war, die Erkenntnis gekommen, daß nach Katastrophen, wie wir sie erleben mußten, das Herabsteigen einer Generation in sozialer Hinsicht eine Notwendigkeit ist, um der nächsten Generation wieder den Boden zu bereiten. Du mußt jetzt pflügen wie ein Bauer, statt dein begonnenes Studium zu beenden. Deine jetzige Arbeit ist wichtiger für die Erhaltung des Deutschtums auf unserer Erde. Das beste Teil des altbaltischen Geistes, der nie nach materiellen Vorteilen fragte, der geistige und völkische Ideale als kostbarste Güter durch lange Reihen von Generationen vererbte, diesen Teil müssen wir hochzuhalten trachten beim Pflug oder in einer Handwerksstube. Formen vergehen, der Geist besteht.“

Die junge Frau ist in die Stube getreten und hat die letzten Worte gehört. Sie nimmt des Vaters weißen Kopf in ihre Hände und küßt sein Haar. „Du darfst nie mehr sagen: Wozu lebe ich alter Krüppel und vermehre durch meine Pflege deine Arbeitslast. Nie mehr darfst du das sagen. Wir sind nun einmal Bauern geworden, Papa, ich nehme fast nie ein Buch in die Hand und rühre meinen Flügel nur an, wenn ich am Sonntag früh einen Choral spiele, aber du sorgst dafür, daß wir das Denken nicht verlernen. Wir danken dir, Papa, und nun wollen wir schlafen gehen, mir fallen die Augen zu.“

Der alte Herr ist zu Bett gebracht worden. Er liegt wach; ihm schließt der Schlaf erst spät die alten Augen. Laut schlagen die Nachtigallen in der warmen Frühlingsnacht. Einmal tönt von nebenan ein leises Aufweinen seines Enkels. Dann ist es wieder still.

„Mein kleiner Jung, wenn du ein Mann sein wirst, dann wirst du ernten, was deine Eltern jetzt in Not und Sturm säen. Jeder Saat wird ihre Ernte.

Das, was geboren ist,
muß einmal sterben,
des Sterbens Ende ist die Neugeburt.“

Rasse und Temperament des siebenbürgisch-sächsischen Bauern.

Von Dr. M. Drend - Hermannstadt.

Da die geistige Rasse des siebenbürgisch-sächsischen Bauern eine ausgesprochene Einheit darstellt, so wäre anzunehmen, daß ihr entsprechend auch eine eindeutige körperliche Rasse ihm eigen sei. Aber schon eine flüchtige Bekanntschaft mit den Bauern zeigt, daß alle europäischen Rassen — nach der Körperlichkeit — unter ihnen zu finden sind.

Im Durchschnitt ist der siebenbürgisch-sächsische Bauer eher hager als wohlbeleibt, mittelgroß oder lang. Gesicht und Kopf sind oval, das Haar braun, der Bart dunkelblond, die Augen hellbraun.

Die Frauen sind in der Mehrzahl klein bis mittelgroß, auch unter ihnen sind die Wohlbeleibten selten.

Zwischen diesem Durchschnitt, der eigentlich zahlenmäßig kaum als Durchschnitt gelten kann, findet man Blondhaarige in allen Abstufungen, vom slavischen Weißblond mit wasserblauen Augen, Stulpnase und vorstehenden Backenknochen über das germanische Gold- und Dunkelblond bis zum intensiven Fuchsröt. Auch sind ausgesprochen friesischer Langschädel mit schmalem langem Gesicht und vorstehenden Zähnen anzutreffen, aber gleichermaßen begegnet der regelmäßige blonde norddeutsche Typus. Daneben stehen die schwarzhaarigen, meist zierlich gebauten romanischen Typen, mit Rundkopf, gebogener Nase und dunkeln Augen.

Durch vielfache Mischung dieser Typen sind Zwischentypen entstanden; so die dunkelhaarigen, langköpfigen, langen Gestalten, die hauptsächlich in der Hermannstädter Gegend zu Hause sind, oder die kleinen, fast zierlichen, blonden Gestalten, die überall unter den sächsischen Bauern auftreten. Slavischer Einschlag ist bei Blondem und Dunkeln anzutreffen. Vereinzelt gibt es Mischtypen, die eine Mischungskomponente außereuropäischer Rassen erkennen lassen. So verrät sich mongolischer Einschlag an den Schlitzaugen und nigrider im Kopf und Kieferbau.

Die Schattierungen der Hautfarbe reichen von der rosigen nordischen Helle bis zum tiefen Braun, wobei selbst das Weiße in den Augen eine gelbliche Färbung zeigt.

Im Burzenland, bei Kronstadt, fallen die rotblonden Typen auf, während in der Nösner Gegend, bei Bisstriß die starkknochigen blonden Gestalten heimisch sind. An der großen und kleinen Kokel sind oft kleine schwachkörperliche Typen zu finden, die keine starkgeprägten Rassenmerkmale an sich tragen. Es ist dies die Gegend, die adliger Besitz war und wo aus Leibeigenen und späteren Siedlern viele Dörfer entstanden.

So sind zwischen den ausgesprochen reinrassigen Typen, die verhältnismäßig selten auftreten, alle Grade der Mischung vorhanden, so daß es nicht immer möglich ist, die Urrassen des Mischtypus eindeutig zu bestimmen.

Diese Vielfältigkeit der Rassenmischung beschränkt sich jedoch nicht allein auf die Sachsen in Siebenbürgen. Rumänen und Madjaren zeigen dieselben Mischungen auf, ja in schwächerem Maß sogar die Zigeuner. Nur die Häufigkeit bestimmter Mischungen ist bei den einzelnen Völkern verschieden. Daher wird im allgemeinen der Typus dem einzelnen Volk als ihm eigentümlich zugeschrieben, der bei den andern Völkern am wenigsten vorkommt: den Sachsen die hellbraunen oder blonden, großen starken Gestalten mit länglichem Gesicht, den Rumänen mittelgroße braune bis schwarze mit rundem Gesicht, den Madjaren mittelgroße, dunkle mit geschlißten Augen und krummen Beinen und den Zigeunern zierlich gebaute, mit scharfgebogenen Nasen und dunkelbrauner Hautfarbe. Eine Statistik würde jedoch — mit Ausnahme der Zigeuner — ein anderes Ergebnis zeitigen.

Für den sächsischen Bauern ist es bezeichnend, daß er als Ideal blondes Haar und blaue Augen, längliches Gesicht mit heller Hautfarbe und schlanke kräftige Gestalt verehrt. Das Schwarz der Zigeuner wird verachtet.

Da die Rassen in Siebenbürgen durchaus ineinandergreifen, — denn es gibt auch blonde Rumänen und Madjaren, ja selbst blonde Zigeuner und nicht nur bei den seßhaften, — so könnte man nicht von der Einheitslichkeit eines Volkes sprechen, wären nicht die verschiedenen Sprachen und der Geist und alle die Werte, die sich in ihnen objektiviert haben und jedes neue Geschlecht diesen Werten gemäß erzögen.

Aber die Sprache allein tut es nicht, wie die rumänisch oder sächsisch sprechenden Zigeuner es beweisen.

Erst die Forderungen, die einzelne Hervorragende und die Gemeinschaft an alle Mitglieder der Gemeinschaft stellen, schaffen die wesentlichen Unterschiede, die die Völker begrenzen und voneinander abtrennen.

Und diese Forderungen sind verschieden. Da aber jeder Einzelne eines Volkes bemüht ist, diese Forderungen zu erfüllen, da jeder Einzelne in den Werten des eigenen Volkes lebt, so wird er Erlebnisse haben, die der Einzelne des anderen Volkes nicht hat. Wieder anderen Erlebnissen wird er aus dem Wege gehen. Da aber jedes Erlebnis im Gesicht Spuren zurückläßt, als Runen des Schicksals, so wird im geistigen Ausdruck das eine Gesicht dem Gesicht des andern Volksgenossen ähnlich sein, da doch der Gemeinschaftsgeist eine Einheit darstellt.

Hier hat sich der Bauer einen scharfen Blick ausgebildet und er sieht weniger die körperlichen Rassenmerkmale, als die geistig-seelischen; und nach ihnen bestimmt er die Zugehörigkeit zu einem Volk. Den Deutschen erkennt er am „freundlichen Blick“: am Blick des Freundes. Die verschiedenen Rassen der sächsischen Bauern äußern sich daher bloß im Rhythmus des Lebens und Erlebens, im Rhythmus der Erfüllung der Forderungen, die die Gemeinschaft durch ihre führenden Familien aufgestellt hat. Jeder ist gezwungen, dem Charakter, den die Gemeinschaft vorschreibt, zu entsprechen; und sie straft oder belohnt rücksichtslos durch Rangerböhung oder Rangerniedrigung. Da aber die Forderungen der Gemeinschaft durch Jahrhunderte nicht wesentlich geändert werden, sind sie den Reinrassigen wie auch den Gemischt-

rassigen in Fleisch und Blut übergegangen und die Charaktereigentümlichkeiten der beigemischten Rasse treten kaum noch zutage.

Weniger durchsichtig — auch für den Bauern — als der geforderte Charakter ist die seelische Gefühlslage. Daher zeigt es sich gerade in der Volkskunst, daß die Uebergänge zarter und durchgreifender sind. Hier fehlt die scharfe Grenzsetzung, und es ist oft schwer zu sagen, wo das Rumänische aufhört und das Sächsische beginnt. Am deutlichsten ist dies aus der Webornamentik zu erfahren.

Erst die Gefühlsverdichtung in der Kunst, am ausgesprochensten im Lied, zeigen die Eigenheit der einzelnen Völker in ihrer Gefühlsgrundstimmung auf.

Da weder die Gemeinschaft noch Einzelne äußere Machtmittel haben, ihre von verschiedenen Rassen herstammenden Glieder zu völliger Verschmelzung zu zwingen, so muß in ihnen selbst der starke Wille vorhanden sein, unberührt sich die Gemeinschaftswerte anzueignen und nach ihnen zu leben. Und dies betrifft alle, die in späterer Zeit von Norden oder Westen nach Siebenbürgen gekommen sind und in einem sächsischen Dorf sesshaft wurden.

Es ist anzunehmen, daß die rassische Vielfältigkeit der sächsischen Bauern schon bei der Besiedelung Siebenbürgens vorhanden war, wie die neuesten Forschungen über die Herkunft der Siebenbürger Sachsen andeuten; sicher ist aber im Lauf der Jahrhunderte unzähliges fremdes Blut hinzugeströmt und nicht am wenigsten durch die gegenseitige Berührung der siebenbürgischen Völker selbst.

Für die sächsischen Dörfer ist es bezeichnend, daß die führenden Familien reinerassig sind, oder bei Mischung nicht einem verschwommenen Typus angehören, sondern in der Mischung selbst einen ausgesprochenen Typus darstellen. Hier haben sich die Rassen ergänzt und wirken nun nicht störend, sondern erhöhen die Vielseitigkeit des Wesens.

Die Vielfältigkeit der Rassenmischung bedingt es, daß das Temperament und der Lebensrhythmus der einzelnen Bauern verschieden ist. — Oft werden sie von Fremden oder von der Stadt aus als schwerblütig und kalt, ohne innere Schwingung dargestellt, Eigenschaften, denen im Äußeren die starre Ruhe zu entsprechen scheint. Diese Urteile sind jedoch auf falschen Erfahrungen aufgebaut und lassen sich — mit wenigen Ausnahmen — nicht rechtfertigen.

Zunächst muß die anerzogene Art, in der die Bauern mit gesellschaftlich Höherstehenden verkehren, in Abzug gebracht werden, denn hier sind noch Formen im Gebrauch, die sich aus der Zeit des Rokoko erhalten haben, in eigenartiger Verbindung mit dem Festkleid, das seine letzte Formung in dieser Zeit erhalten hatte.

Diese steife Würde, dies umständliche Höflichkeitsbezeugen, die weilschweifigen Reden, die erst am Ende die eigentliche Absicht verraten, deuten auf die Art der höheren Gesellschaftschichten des Rokoko hin.

Und diese feierliche Ernsthaftigkeit und Umständlichkeit pflegen die Bauern auch bei jeder kleinen Feierlichkeit untereinander und gälte es nur dem Zu-Gevatter-bitten. Voll entfaltet sie sich dann bei den großen Familien- oder anderen Festen. Es ist dies ein äußeres Zeremoniell, das, aus der Stadt kommend, hier bis heutigen Tags

haften blieb und dem Dorfleben angepaßt wurde. Allmählich jedoch vertieft es an Sinn und mit dem Ablegen der Tracht geht langsam Hand in Hand die Umwandlung der öffentlichen Verkehrsformen.

Ein Gegengewicht zu diesem steifen, fetterlichen Ernst ist die Späßigkeit und der breite Humor, mit dem sie im Bekanntenkreis verkehren; auch Spott und Ironie entsprechen dieser überaus geistigen und geistreichen Zeit des Rokoko.

Gleichfalls in Abzug zu bringen sind die Bewegungen, die der Beruf des Bauern ihm aufzwang. Wer die Woche über hinter dem Pflug ging oder volle Garben hob, wird am Sonntag den gleichen schweren Tritt und die gleiche langsame und bedächtige Bewegung haben, wie in der Woche. Somit ist diese Steifheit und Eckigkeit, in der sich der Bauer oft gibt, der Arbeit angepaßt, die ihn die Bewegungen lehrte.

Wiederum abzuziehen sind die Forderungen der Sitte, der Gemeinschaft, die ihm verbieten, die Wallungen des Innern frei und offen zu zeigen, die ihn Maßhalten lehrten bei öffentlichem Auftreten und jeden übermäßigen Gefühlsausbruch mit Spott bedachten. Daher kann das ursprüngliche Temperament des Bauern erst erkannt werden, wenn all die hemmenden Forderungen und ererbten Formen und die Lebensbefähigung beiseite geschoben werden und der Bauer in seiner ursprünglichen Menschlichkeit gesehen wird.

Erst in froher Geselligkeit, bei Tanz und Spiel, wenn alle äußeren Hemmungen fallen, kommt seine Lebendigkeit zutage, die dann gar nicht selten das Temperament des Madjaren erreicht, der ursprünglich mit weniger Hemmungen belastet ist, als der sächsische Bauer. Wein, Musik und übersprudelnde Laune fahren dann in den sonst so beherrschten Körper und der Tanz wird wild und durch Aufjauchzen macht sich Lust, was in der Zwischenzeit mit Willen gebändigt wurde.

Erst im Winter und im Vorfrühling, wenn neuer Saft steigt, lassen sie sich gehen, zu Fastnacht, bei gänzlich ausgeruhtem Körper, da stampfen sie den Tanzboden und juchzen um die Wette und ein siebenbürgischer Ländler steht dann in keiner Weise zurück hinter dem madjarischen Tschardasch.

Da sind die Mädchen leicht beschwingt in einer herben Grazie, wo schon im Sprühen der Augen ein innerer Uberschwang angedeutet ist. Die Röcke fliegen im Tanz und die Bänder wirbeln in der Luft. Doch schon der Schritt deutet diesen beschwingten Gesamtrhythmus an.

Da aber ein bestimmter Uberschwang und eine temperamentvolle Lebendigkeit allen siebenbürgischen Völkern zukommt, so charakterisiert sich jedes Volk wiederum vor allem durch das, was die anderen Völker wenig besitzen: Die graziöse Erscheinung der Rumäninnen, die aber durchaus nicht allen eigen ist, bestimmt die Gestalt für das ganze Volk. Das ungehemmte Ueberwallen der Madjaren, das ebenso nicht allen zukommt, läßt alle so erscheinen und die herbe Art und ungeschickte Gelenkigkeit der Sachsen, die nur einige betrifft, warf den Schatten über das ganze Volk.

Im allgemeinen zeigt es sich, daß die mittleren und kleineren dunklen Typen viel lebendiger, beweglicher und wilder sind als die großen, starkknochigen und blonden, an denen eine gewisse Ungelenkigkeit der Glieder haftet. Daher urteilt der Bauer selber, wenn er sagt: Je kleiner, je wilder — je größer, je ungelenker, ohne auf Haut- oder Haarfarbe Rücksicht zu nehmen. Und diese Beobachtung entspricht durchaus den Tatsachen.

Jedes Dorf zeigt eine andere Abschattung im Rhythmus der Formen und Bewegungen, entsprechend dem Typus, der im Dorf vorherrscht, denn jedes Dorf hat durch lange Zuchtwahl einen bestimmten Typus herausgebildet.

Zum Schluß entsprechen die sächsischen Bauern gemäß ihrer Rassenmischung allen Schattierungen vom ausgesprochen südländischen Temperament bis zum herben und kargen des nordischen Bauern. Zeigt doch Siebenbürgen auch in anderer Beziehung den Einklang auch noch so großer Gegensätze, die vom Klima angefangen über die Bevölkerung und deren Lebensformen bis tief ins Geistige hineinreichen.

Gedichte

BCU Cluj von Gertrud von den Brincken library Cluj

Aus der Schwalbenschau

Woll' ich den Kopf im tiefen Gräsermeere
daß Laut und Landschaft in die Well'n versinkt,
sag ich mir vor, daß ich zu Hause wäre . . .
zu Hause . . . wie das gottbenachbart klingt!

Geschäft'ge Schwalben tummeln sich im Blauen,
gewiß dieselben, die, wie letztes Jahr,
ihr Nest am Steinsims unseres Siebels bauen,
weil's nirgend auf der Welt so wohligh war.

Ob sie mich sehn? Versteckt im Wiesengrünen
ein dunkles Pünktchen nur aus Schwalbenschau.
Rings Heimaterde: hinter gelben Dünen
am Horizont der Dfsee weites Grau.

Ein Flügelschlag landein: Gehöfte, Flecken,
fern drüber hebt es sich wie eine Hand
und Rigas fingerspizige Türme recken
sich himmelan vor dunkler Wolkenwand.

Dort mittagwärts, im Licht gedämpften Strahles,
liegt Mitau, wie ein kleines Berchennest,
den Roggenfeldern bachdurchströmten Tales
so recht behutsam dicht ans Herz gepreßt.

Ach Heimat! — Fröstelnd vor des Traumland's Toren
steh ich ein Fremdling wieder, fronbesiegt.
Nichts liegt so fern wie das, was wir verloren,
weil es dem Himmelreich benachbart liegt.

Gut in Kurland

Hier war der Fußweg, der zum Wäldchen ging,
aus dem im Sommer die Zigeuner kamen,
ein Windenduft um alle Hecken hing
wie ein verwehtes Märchen ohne Namen . . .

Hier lag der Feldstein immer sonnenheiß
am Gartenende, wo wir wartend saßen
eh Gäste kamen; schmal und flimmerweiß
sah'n wir sich kreuzen fern im Tal die Straßen.

Von hier aus hab ich oft, wer weiß wie lang,
ins Land geschaut, wenns blau und blauer blaßte,
und Gott gesehn auf seinem Abendgang,
wie er das Land in seine Arme faßte.

Noch beugt die alte Birke sich, als wär
sie Wächterin vor unsres Gartens Graben;
durch ihre Zweige wird der große Bär
den ersten Blick in die Veranda haben.

Das Flüßchen kichert mit gedämpftem Laut
im Wiesengrund, dem schwalbenaugen-bunten,
— nur daß sich keiner heute selig schaut
an diesem Stückchen Himmelreich hier unten.

Noch harßt durchs Gitterwerk am Stall der Wind,
noch ziehen heim am Rain entlang die Herden,
— nur daß seitdem die Zäune nicht mehr sind,
am Hang die Beilschen folgetreten werden. — —

— — Im Nebel stehn die Weiden Hand in Hand
am Weg, den bahnwärts unser Wagen rollte,
die Räder knirschen durch den grauen Brand. — —
Ach, daß heut keine Seele dieses Land
als Seele liebt, wie Land geliebt sein sollte!

Der „Sachsgeschichte“ letzter Band.*)

Von Dr. Konrad Ruffbächer - Hermannstadt.

Friedrich Teutsch hat mit dem 4. Band der „Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk“ das große Werk, das sein Vater, der unvergessene Führer unseres Volkes G. D. Teutsch begonnen, er selbst in zwei Bänden weitergeführt hat, nun zum Abschluß gebracht. Die jüngste Vergangenheit, die Zeit von 1876—1919, wird uns hiermit vor Augen geführt. Was dieses Werk uns Siebenbürger Sachsen ist, wie es nicht nur eine wissenschaftliche, sondern eine im wahrsten Sinne nationale Tat bedeutet, ist oft dargelegt worden. Angesichts dieses letzten Bandes ergeben sich für uns eine solche Fülle von Problemen, Fragen und Gedanken, daß wir uns eine Würdigung des Gesamtwerkes, seines ethischen und politischen Gehaltes versagen müssen.

Zu jedem Sachsen spricht dieser Band, der nur einigermaßen am Leben und Schicksal seines Volkes Anteil nimmt, einerlei ob er für Geschichte im allgemeinen Verständnis besitzt oder nicht. Kann man schon behaupten, daß die Kenntnis der Vergangenheit die unbedingte Voraussetzung einer bewußten völkischen Wirksamkeit ist, wie unerläßlich erscheint vollends die Beschäftigung mit der unmittelbar vorausgehenden Entwicklung! Die „Sachsgeschichte“ ist für uns nicht nur ein Buch des behaglichen Ergößens an den Bildern der Vergangenheit, auch nicht bloß Erbauung an den Taten und Kämpfen der Väter — obwohl sie das auch ist. Zuhöchst bleibt sie die Schule für die Lebendigen, die Erziehung zum bewußten, dem Schicksal offen ins Auge sehenden deutschen Siebenbürger. Dieses Schicksal kann er nur begreifen, wenn er den Blick hinaus richtet über die engen, oft so drückenden Grenzen des Tages, wenn er die Zusammenhänge gewahrt zwischen dem Heute und dem Gewesenen, wenn er die Notwendigkeit erkennt in all dem Einzelnen und Zufälligen. Daß solch eine Notwendigkeit aus der Geschichte unseres Volkes hervorgeht, eine wie wir glauben göttliche Notwendigkeit: das ist die höchste Lehre der „Sachsgeschichte“. Daß aus der Betrachtung der Vergangenheit Aufgaben und Ziele in verschärfter Deutlichkeit vor uns treten: das ist der große lebendige Impuls, den sie bedeutet.

Die Notwendigkeit, die wir als göttlich erkennen, die Aufgaben und Ziele aufstellt, läßt sich in die Worte fassen, daß der Bestand dieses Volkes einen Wert darstellt, der unerhörteste Opfer des Einzelnen und der Gemeinschaft rechtfertigt. Der Sinn unseres Daseins, der uns in unmutigen und zweifelnden Stunden manchmal zu entschwinden droht, wird zur unumsößlichen Gewißheit, wenn wir das Ganze der Entwicklung umfassen. Es ist ein Sinn darin, wenn eine Gemeinschaft durch alle Anstürme und Wirren hindurch ihr organisches Gefüge und ihr Lebensgesetz behauptet, es ist ein Sinn, wenn viele beste Männer ihr ganzes Sein und Können dieser Gemeinschaft

*) Fr. Teutsch: Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk, 4. Band. 1868—1919. „Unter dem Dualismus“. Verlag W. Krafft, Hermannstadt, 1926.

opferden und darin wieder den Sinn ihres Lebens erkannten. Was bedeutet ein abstrakter Wert gegen lebendige Werte, die diese vielen hundert Lebensläufe von den ersten Sächsianischen Ansiedlerführern bis auf G. D. Teutsch und Karl Wolff in ihrer Lebensarbeit darstellen! Wenn wir mit Goethe „das Leben als des Lebens Sinn“ betrachten — wobei freilich unter „Leben“ etwas anderes verstanden wird, als die bloße naturbetonte Erhaltung im Sinne der Biologie — : dann verstehen wir in dem Schicksal unseres Volkes einen Teil des großen Menschheitschicksals und erfüllen als wahrhafte Glieder unseres Volkes zugleich unsere große Menschheitspflicht.

Diese Gedanken ergeben sich aus der Betrachtung gerade dieses letzten Bandes der „Sachsengeschichte“, wenn wir den wichtigsten Fragen, die sie aufwirft, auf den Grund gehen. In keinem anderen Zeitraum der sächsischen Geschichte sehen wir ein solch schnelles Tempo der Entwicklung, als in dem hier behandelten von 1868—1919. Niemals früher haben sich binnen weniger Jahrzehnte die äußeren Grundlagen unserer Existenz (und damit auch die inneren) so völlig verwandelt, niemals — trotz Türkenkriegen, Josefianischen Reformen und Regulationen — sind so grundstürzende äußere Ereignisse im Leben unseres Volkes eingetreten, als in diesem Zeitraum. Er hebt an mit der Zertrümmerung des Königbodens, d. h. mit der Zertrümmerung der politischen und verwaltungsrechtlichen Sonderstellung und Autonomie der Sachsen bei Einverleibung in das nach dem Ausgleich von 1867 neukonstituierte Ungarn. So wie dieses Ereignis mit einem Schlag alle politischen Bedingungen unserer Existenz aufhebt und recht befehlen den Einschnitt zwischen letzter Lebensform des Mittelalters und anderer Staatlichkeit darstellt, so finden wir nun auf allen Gebieten eine tiefgreifende Umwandlung von den organisch noch auf die Ansiedlungszeit zurückgehenden aulhogen sächsischen Daseinsformen zu neuen Anpassungen an die moderne Zivilisation: relativ am wenigsten berührt bleibt das Dorf, das glücklicherweise den Hauptstamm unseres Volkes stellt, vollkommen verwandelt, z. T. vernichtet wird die Stadt. Der Zusammenbruch des sächsischen Gewerbes, eine notwendige Folge der Entwicklung, bedeutet eine soziologische Umstellung von größerer Tragweite als irgendeine in den 8 Jahrhunderten, die Einbeziehung in den Weltverkehr, die fortschreitende Industrialisierung sind folgenschwerste Einbrüche des modernen Europa in unsere bis dahin umfriedete, in sich ruhende Welt. Der Uebergang in das neue rumänische Staatswesen stellt gleichfalls eine Uenderung einer jahrhundertelangen Stellung dar. Es ist klar, daß dieser äußeren Zerspaltung des sächsischen Rahmens auch innere Veränderungen entsprechen, wieder hauptsächlich in der Stadt: in stilklicher, in geistiger, in religiöser Anschauung ist kaum ein echter Zusammenhang mit den altsächsischen Traditionen vorhanden. Ueberall neue Verhältnisse, neue Menschen — wie aber soll innerhalb dieses Neuen der Bestand und der Zusammenhalt des Volkes der alte bleiben?

Das ist die Grundfrage, die durch Teutschs Darstellung hindurchklingt, es ist die Grundfrage, die alle Führer des Volkes in den entscheidungsvollen Jahren bewegt hat und sie schlägt heute härter als je an unser Ohr. Und doch, trotz all des furchtbaren Ernstes klingt ein Trost gerade aus der Sachsengeschichte. Alles hat sich

gewandelt — Teutsch weist es im einzelnen überzeugend in den als „Anhang“ mitgegebenen 3 großen grundsätzlichen Aufsätzen nach —, geblieben ist die Idee der Gemeinschaft, die lebend sich entwickelt hat und schlechthin unzerstörbar scheint. Von der politischen und Rechtsgemeinschaft über die Kirchengemeinschaft und die Wirtschaftsgemeinschaft zur Kulturgemeinschaft: das ist der Weg der letzten Jahrzehnte. Sowie die eine Bindung durch die Gewalt der äußeren Ereignisse zerschlagen ist — sofort ergibt sich fast wie von selbst eine neue, unangreifbare. Immer neue solche Bindungen zu schaffen, die allen mit neuem Inhalt zu füllen: das ist die große lebendige Aufgabe der Gegenwart.

In Bildern voller Leben und Bewegung zieht diese Entwicklung an uns vorüber. Dramatisch stehen sich die alte und die neue Zeit zuerst entgegen in den Parteien der „Altsachsen“ und „Jungsachsen“ um 1870 — die ersteren die unbedingten Vertreter des alten sächsischen Rechtsanspruches, die letzteren auf Ausgleich und Evolution hinarbeitend. Es ist nicht das erste und nicht das letztemal, daß solche tiefe Gegensätze die Führer (und mit ihnen das Volk) trennen; ja, wir können sagen: von ganz kurzen Unterbrechungen abgesehen, hat es von jeher die „zwei Parteien“ in unserem Volke gegeben, so verschiedenartig die politische Situation im übrigen sein mochte: die „Unbedingten“ auf der einen, die „Opportunisten“ auf der anderen Seite. Die Lage unseres Minderheitsvolkes bringt es mit sich, daß in der Regel die Opportunisten die Führung innehaben mußten, aber bemerkenswert erscheint, daß in dem Volke die nach Unbedingtheit und nationaler Schärfe verlangende Richtung niemals ausgestorben ist, eine Tatsache, die uns zu einem der tiefsten Probleme unserer Volksgeschichte hinleitet.

Diese Komponente nämlich der Unbedingtheit — einerlei ob sie von den sonst ganz geschiedenen „Altsachsen“, „Grünen“ oder „Bürgerparteilern“ zum Ausdruck gebracht wurde — stellt die gesunde Reaktion gegenüber der uns vom Schicksal vorgezeichneten „Politik“ dar, die so ganz auf Bedingtheit, Klugheit und Ausgleich gegründet ist, daß sie — vom Standpunkt eines stolzen freien Menschen gesehen — unmenschlich wird. Natürlich wird sie auch von einer Unbedingtheit geleitet: dem unbedingten Willen zur Volkserhaltung. Die Mittel aber, mit denen das geschieht, widersprechen so oft dem natürlichen menschlichen Gefühl und Bedürfnis, daß die Gefahr besteht, daß wir vor lauter Politik die gesunde gefühlsmäßige Grundlage unseres Volkstums verlieren, daß wir im Bestreben zu sichern, ganz auf das vergessen, was eigentlich gesichert werden soll, daß also im Extrem diese „Politik“ zur schlechten Politik wird. Die Independents nun — mochten sie in der Führung oder in der Opposition sitzen — haben unser Volkstum bewahrt, daß nicht seine lebendigen, menschlichen Kräfte (die immer nur aus der Idee fließen können) versiegen, trotzdem unsere offizielle Politik diese Idee nicht zum Ausdruck bringen — konnte! Sie haben immer wieder das Mark gestärkt, haben die Idee unseres Volkstums festgehalten, die in der Not und Qual der Opportunitätspolitik manchmal zu entschwinden drohte. Die leidenschaftlichen, von herrlichem wahren Pathos getragenen Worte, die seinerzeit das „Siebenb. Deutsche Wochenblatt“ sand zur Verteidigung

der „höchsten Güter unseres Volkstums“ waren nur möglich aus der unbedingten Geisteshaltung der Altachsen heraus. Und nur solange diese unbedingte Haltung in weitesten Kreisen lebendig bleibt (bei aller notwendigen Opportunität unserer Politik), hat unser Volk Bestand, gehen nationales und menschliches Ideal Hand in Hand.

Nation und Menschentum — an der Lösung dieser Gleichung hängt unsere Zukunft, wie unsere Vergangenheit daran gelegen. Auch das letzte große Problem, das uns aus der Sachsegeschichte entgegentritt, wird hierdurch entschieden: das Problem unserer Volkskirche. Es ist die große Frage, wie unsere Volkskirche vor dem Schicksal bewahrt bleibe, bloße nationale Organisation zu werden ohne wahre religiöse Erfüllung. Auch hier scheinen die Forderungen des reinen Menschentums, das nach unbedingter, nicht national bedingter Religion verlangt, und die gleichsam politischen Forderungen der Kirche als unser einziges reales nationales Band, einander zu widersprechen. Auch hier wird die Lösung nur gefunden werden können, wenn wir das Nationale selbst als etwas Reinnenschliches, im letzten Grunde Ideelles auffassen, nicht bloß als eine raumzeitliche politische Wirklichkeit. In aller Bedingtheit als Volk doch nach dem Unbedingten zu trachten, gerade als Volk — das ist die einzige Grundlage einer Volkskirche, die nicht bloßes politisches Instrument sein will.

Als letzte und höchste Lehre klingt aus der Sachsegeschichte: daß diese Volksgemeinschaft nur dann besteht, wenn sie nach wie vor die besten Kräfte ihrer Glieder in sich zu fassen versteht, das Gefäß bildet, in das sich die menschlichen Inhalte ergießen können, wenn sie, mit einem Wort lebendig bleibt. Nur dieses, diese Aristokratie des Lebens kann das einzige Privilegium schaffen, das unangreifbar ist: das Privilegium des Seins. Sowie dieses schaffende Sein wirksam ist, können alle Schwierigkeiten und Hemmnisse unserer Lage uns nicht überwinden. Es gilt von den Völkern, was von dem Einzelnen gilt: je schwieriger ein Leben ist, umso wertvoller ist es, wenn es sich gleichwohl behauptet. Wir sollen als Sachsen stolz darauf sein, daß wir es schwer haben, wie unsere Väter es von jeher schwer hatten, und gerade hieraus den Antrieb zu neuen Überwindungen schöpfen. Nulla crux nulla corona.

Es liegt an der Natur des Gegenstandes, daß Friedrich Teutschs Darstellung nicht rein historisch sein kann. Sie bedeutet eine tiefgründige Stellungnahme von historischer Warte eines der an dieser Zeit handelnd und leitend Mitbeteiligten. So fließt objektive Geschichtsdarstellung und subjektive Memorialistik oft in eines zusammen. Gerade dieses aber gibt dem Werk seine große Lebendigkeit, wie denn oft gerade die besten Geschichtswerke aus lebendiger Parteilichkeit entstanden sind. Es kommt nur auf die Höhe und Weite des Standpunktes an, den der Historiker einnimmt, und solche Höhe wird auch der Gegner dem Verfasser gewiß zubilligen. Für den Schreiber dieser Zeilen sind die Worte, die Teutsch mehrfach der jungen Generation widmet, besonders wertvoll gewesen; zeigen sie doch, daß über Alters- und Zeitgrenzen hinweg ein Verständnis und eine große Liebe und Verpflichtung die Geschlechter verbindet, daß mit veränderten Formen und Mitteln der Inhalt unseres Daseins derselbe bleibt, wie der unserer Väter: der Dienst am Volk, das höher ist als der Einzelne, solange es die besten Kräfte des Einzelnen in sich zu fassen vermag.

Rundschau

Ein Magyar über den Wiederaufstieg Deutschlands

In der siebenbürgisch-magyarischen Zeitung »Ellenzék«, dem führenden Blatt der christlich-intellektuellen Kreise, äußert sich ein magyarischer Schriftsteller unter dem früher verächtlich gebrauchten Stichwort »Mégis huncfut a német...« (übersetzt ungefähr: Und dennoch ist der Deutsche ein Teufelskerl) über den dem Auslande fast unbegreiflichen Aufstieg Deutschlands seit dem Weltkriege. Wir bringen einige Proben dieses kleinen Artikels in wörtlicher Übersetzung als ein symptomatisches Zeugnis dafür, wie in Osteuropa auch bei den Nichtdeutschen die Hochachtung deutschen Wesens, vor allem auch deutscher Arbeit in raschem Steigen begriffen ist:

„Seit einiger Zeit beginnt man auch bei uns jenen wunderbaren Aufstieg zu beachten, der in allen Lebensbeziehungen des großen deutschen Volkes vor sich geht... Wir Magyaren haben natürlich mit mehr Achtung und Interesse diese machtvolle Arbeit des Wiederaufbaues verfolgt. Schlag auf Schlag haben wir Kenntnis davon genommen, daß die Deutschen ihre gewerbliche Produktion auf ganz neue Grundlagen gestellt haben, daß sie das Gleichgewicht ihrer Finanzen wiederherstellten, daß sie ihre verlorenen Kolonien durch Kolonisierung inländischer Söldner zurückgewinnen. Dafür aber, daß sie von dem lebenspendenden Raß der Industrie, von den Petroleumquellen, endgiltig verdrängt wurden, schaffen sie Ersatz, indem sie aus der Braunkohle Petroleum pressen und Benzin herstellen und dadurch die Ausnützung der Kohle auf das Dreifache erhöhen. Tag für Tag lasen wir von der Errichtung riesenhafter Elektrizitätswerke, welche ganze Provinzen elektrifizierten; von der Erbauung mächtiger Gartenstädte, in denen einfache Arbeiter zu dreizimmerigen, mit Badezimmer versehenen Wohnungen kamen; von 100 Kilometer langen Leitungen, welche die elektrische Kraft direkt aus den Kohlenbergwerken in die Wohnung des Großstädtlers leiten.

Mit einem Wort, von unserer Seite aus haben wir mit dem nötigen Interesse die deutsche Renaissance verfolgt, heute aber haben wir doch von solchen Tatsachen gehört, die selbst uns überraschen. Es handelt sich um nichts weniger, als daß das deutsche Volk mit seiner ungeheuren Kraft des Fortschreitens schon vollkommen jenen Zwei-Millionen-Blutverlust ersetzt hat, den der Weltkrieg in der zeugenden Männerkraft verursacht hat. Nicht nur uns, sondern die Deutschen selbst hat die statistische Feststellung überrascht, daß heute die Zahl der berufstätigen deutschen Männer nicht nur den Vorkriegsstand erreicht hat, sondern im Vergleich mit der Vorkriegszeit eine Erhöhung von 16% aufweist. Man darf freilich hierbei nicht an geheimnisvolle Vorgänge denken, denen diese Vermehrung zu danken ist. Es ist nur davon die Rede, daß die ungeheuere Volksvermehrung der Vorkriegsjahre jetzt

im Berufsleben wirksam wird. Überraschung hat vor allem die Tatsache hervorgerufen, daß die Geregeltigkeit der deutschen öffentlichen Einrichtungen und des Gesundheitswesens auch über die Jahre des schrecklichen Elends hinweg diese Altersklassen vollkommen unbeschädigt bewahrt und so für die glücklicheren Jahre der aufstrebenden Arbeit erhalten hat.

Eine neue Wacht steht also auf dem Arbeitsposten der Zwei-Millionen, die die blutige Hand des Krieges vernichtet hat, — mehr als dies könnten nun wohl selbst die Deutschen nicht leisten.

Rumänien für seine im Ausland lebenden Minderheiten

Einen interessanten Beleg für das Auftauchen des Minderheitenproblems im Schoße der staatsführenden Nationen der Nachfolgestaaten Osterreich-Ungarns liefert die eben mit dem ersten Heft erscheinende rumänische Zeitschrift „Das rumänische Wort.“*

Diese neue Zeitschrift zum Schutze der rumänischen Minderheiten im In- und Auslande erklärt unter dem Titel Bemerkungen in deutscher Sprache wörtlich: „Was verfolgt »Graiul Românesc«? Der Verein soll die außerhalb der Landesgrenzen und auch innerhalb dieser, jedoch in Minderheiteninseln lebenden Rumänen durch Kulturmittel vor einer Enationalisierung schützen, die Zeitschrift will das mit diesen Rumänen in Verbindung stehende Problem erforschen.“ Das 36 Seiten umfassende Heft bringt als Einführung einen wertvollen Aufsatz aus der Feder des bekannten Klausenburger Universitäts-Professors Sergiu Puscariu über die Rumänen in Ssrien. Im folgenden Aufsatz behandelt Universitäts-Assistent Sabin Dpreanu-Klausenburg das Problem der madjarisierten Rumänen im Szeklerlande, stellt fest, daß dieser Prozeß auch heute noch fortschreite und dem rumänischen Volke mitten in seinem eigenen Lande fortlaufend empfindliche Verluste bringe. Eine ganze Reihe von Gemeinden, welche zu Beginn des vorigen Jahrhunderts noch rein rumänisch waren, sind entweder untergegangen oder aber vollständig madjarisiert. Nur die ältesten Leute wissen noch davon, daß vor langer Zeit, „zu Beginne der Welt“, ihre Vorfahren Rumänen gewesen seien. In mancher Gemeinde der Szekler ist auch heute noch die rumänische Tracht und mancher alte rumänische Brauch erhalten, die Umgangssprache ist aber die Madjarische, welche besonders von der jüngeren Generation mit Vorliebe, ja meistens ausschließlich gesprochen wird. Die folgenden Seiten füllt ein Auszug aus einer längeren Arbeit des Universitäts-Professors St. Romansky-Sofia, welcher an der Hand von statistischem Material lehrreiche Aufschlüsse über die Siedlungen der Rumänen in den Tälern des Timok und der Morava gibt. In der Rundschau

* Graiul românesc, Organ al societății Graiul Românesc, Bukarest, Str. Cortului 8.

wird, wie schon eingangs erwähnt, das Ziel der Zeitschrift kurz skizziert. Hieraus verdient noch hervorgehoben zu werden, daß der seit vier Jahren bestehende Verein besonders dafür eintritt, den in der Zerstreuung lebenden rumänischen Kindern eine Erziehung in rumänischen Schulen zu ermöglichen und daß zu diesem Zwecke mehrere hundert Kinder aus Bulgarien und Albanien in Rumänien erzogen werden, in der Erkenntnis der großen Wichtigkeit der Muttersprache für die Zukunft des Volkes. Ausdrücklich wird erklärt, daß die Untersuchungen der Zeitschrift vollständig unparteiisch geschrieben sein werden und in jeder Nummer eine kurze Inhaltsangabe in französischer, italienischer deutscher und englischer Sprache gebracht werden wird, um auch auf diese Weise die verfolgten Ziele zu fördern und eine weitere Verbreitung der Zeitschrift zu erreichen, beziehungsweise eine leichte Ueberprüfung der gebrachten Nachrichten zu ermöglichen. (Dieser Anhang nimmt im ersten Heft ein Sechstel des Raumes ein.) Die Zeitschrift will weder gegen jene Länder, in welchen Rumänen wohnen, noch gegen die fremden Völker im eigenen Lande feindliche Gedanken pflegen. — Kürzere Aufsätze beschäftigen sich noch mit der rumänischen Schule und Kirche in Jugoslawien, mit der Frage einer Grenzberichtigung zu Gunsten Polens, mit der Moldauischen Republik jenseits des Dnjesters, mit den Rumänen in Albanien und Nordamerika, mit einer Kritik statistischer Daten aus Jugoslawien, welche die dort lebenden Minderheiten nicht wahrheitsgemäß berücksichtigt. Weiters wird eine Äußerung Professor Sorgas über seine Stellungnahme zu den Szeklern veröffentlicht und auf die Überslutung der Gespannschaft Sotin durch Ruthenen hingewiesen. ~~Einige Buchbesprechungen schließen das Heft.~~

Es ist warm zu begrüßen, daß sich einsichtsvolle Persönlichkeiten des staatsführenden Volkes zu der einzig richtigen und möglichen Stellungnahme in der Minderheitenfrage hindurchringen und nicht vergessen, daß Glieder ihres eigenen Volkes in anderen Staaten ebenso „Fremde“ sind, wie die Madjaren, Deutschen, Russen, Ruthenen, Serben, Bulgaren usw. in Rumänien. In diesem Sinne begrüßen wir die neue Schwesterzeitschrift auf dem Gebiete des Minderheitenschutzes und wollen hoffen, daß sie den einmal mutig eingeschlagenen Weg unbeirrt und zielbewußt fortsetzt.

Julius Ernst Gyurgyevich.

Stephan Ludwig Roth, Gesamtausgabe seiner Werke

Der schriftliche Nachlaß des größten siebenbürgisch-sächsischen Geistes des letzten Jahrhunderts, Stephan Ludwig Roths, ist bisher noch niemals vollständig veröffentlicht worden. Es wird eine Ehrenschuld abgetragen, wenn in diesem Jahre der erste Band des Nachlasses, von Prof. Otto Folberth im Klingsorverlag, Kronstadt, herausgegeben wird. Die Gesamtausgabe umfaßt drei Bände in Halbleder und liegt im Jahre 1929 geschlossen vor. Enthalten sind darin neben allen schriftstellerischen Werken auch die

Briefe Roths und im letzten Band eine eingehende Würdigung seines Schaffens und Lebens. Welche Bedeutung dieser Ausgabe auch im Ausland zugemessen wird, erhellt daraus, daß den Verlag für Deutschland eine der allergrößten deutschen Verlagsanstalten übernommen hat. Damit dieses Werk in jedes sächsische Haus dringe, wird der Verkaufspreis für Subskribenten auf 300 Lei für den ersten Band ermäßigt. Die Subskriptionsfrist läuft mit dem 28. Februar ab. Subskriptionsmeldungen übernimmt der Klingsor-Verlag Kronstadt, Rumänien, und jede Buchhandlung. Die Öffentlichkeit wird aufgefordert, die große erzieherische Aufgabe, die dieses Werk an unserem Volk und allen Deutschen Rumäniens und des Reichs zu leisten fähig ist, zu unterstützen.

Berliner Pädagogische Wochen für Ausländer.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin, Potsdamerstr. 120 veranstaltet auch in diesem Sommer (Juni—August) pädagogische Wochen, die sowohl für reichsdeutsche als auch für auslanddeutsche Lehrer bestimmt sind. Die Kurse haben sich bisher auf das glänzendste bewährt und so weisen wir auch auf die diesjährigen Veranstaltungen mit wärmster Empfehlung hin. Das Programm folgt:

I. Gymnastik-Kurs vom 23. Juni bis 6. Juli 1927

Die verschiedenen gymnastischen Arbeitsweisen — Mensendieck, Bode, Laban, Loheland, Herrmann, Gindler, Kallmeyer u. a. — werden vorgeführt. Den Hauptteil des Kurses nehmen die gymnastischen Übungen für die Teilnehmer ein, die entsprechend ihren Wünschen den einzelnen Gruppen zugewiesen werden. An den hygienisch-körperlichen Übungen als Grundlage nehmen alle Kursisten teil; für die Bewegungsschulung kann der einzelne die ihm besonders zusagende Gymnastikschule wählen.

Die Nachmittage sind medizinisch-hygienischen und pädagogisch-gymnastischen Vorträgen vorbehalten, an denen sich Universitätsprofessoren, Leiter von Gymnastikschulen und Schulleiter beteiligen. Schulklassen mit gymnastischem Unterricht — vom Kindergarten angefangen — werden besucht.

Der Kurs wird im Johannisstift zu Spandau abgehalten; sämtliche Teilnehmer finden recht preiswerte Unterkunft und Verpflegung in dem Johannisstift.

Teilnehmerzahl: 30.

Teilnehmergebühr: M. 40.—.

II. Kurs für Sprecherziehung vom 23. Juni bis 6. Juli 1927

Der Kurs soll Lehrer und Lehrerinnen die phonetisch-physiologische und die künstlerisch-stilistische Eigenart deutscher Sprache nach modernen Unterrichtsgrundsätzen betrachten lehren. Darüber hinaus aber soll er den Teilnehmern selber eine über das Pädagogische hinausgehende Freude an gutem Sprechen und am künstlerischen Vortrag wecken und ihnen Möglichkeiten bieten, Dichtwerken und ihrer künstlerischen Eigenart mit einer einwandfreien Wiedergabe gerecht zu werden.

Das nicht auf bloßen Vortrag der Dozenten, sondern auf gemeinsame Arbeit aller Teilnehmer eingestellte Programm sieht vor:

A. Deutsche Phonetik: Wie klingt reines Deutsch? — Die deutsche Bühnensprache. — Überblick über die deutsche Phonetik: Artikulationsbasis, Lautbestand, Intonation, Akzent. Praktische Übungen in deutscher Artikulation und Intonation, sowie im Abhören und Verbessern lautlicher Fehler.

B. Übungen im Betrachten deutscher Dichtwerke. a) Ballade, Lyrisches Gedicht, Prosa: Einzelne vorzügliche und für ihre Gattung kennzeichnende deutsche Dichtwerke sollen durch gemeinsames Lesen und Besprechen in ihrer künstlerisch-stilistischen Eigenart erfaßt werden. Nach der Durcharbeitung: künstlerischer Vortrag dieser Werke durch den Dozenten. b) Das Drama: Vom stimmungsmäßigen Lesen mit verteilten Rollen zum Versuch selbständiger Darstellung dramatischer Dichtungen. — Berufsbühne und Laienspiel: ihre Ziele und Grenzen. — Dramatisches Kinder- und Jugendspiel als Mittel der Sprecherziehung: Improvisation und Bindung an Textvorlagen.

Teilnehmerzahl: 30.

Teilnehmergebühr: M. 40.—.

Die Übungen und Vorträge finden statt im Großen Saal des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, Berlin W 35, Potsdamer Straße 120 (nahe Potsdamer Brücke).

III. Werkarbeitskurs vom 13. bis 27. Juli 1927

Der Kurs soll eine Einführung in die Theorie und Praxis des modernen Werkunterrichts geben. Für die Vorträge und Übungen haben sich die Lehrkräfte der Staatlichen Kunstschule und erfahrene Werklehrer der Berliner Schulen zur Verfügung gestellt. Mit den Vorträgen sind mehrmals wechselnde Ausstellungen von Schülerarbeiten aller Schularten und Altersstufen verbunden. Die zwei Wochen sind vorwiegend der praktischen Einführung in die Werkarbeit vorbehalten. Gelehrt wird künstlerisches Schriftschreiben (Antiqua, Fraktur und Gotisch), Bastwickeln, Flechten, Weben und Marionetten-Herstellung. Es wird täglich 8 Stunden (4 Stunden vormittags und 4 Stunden nachmittags) in den Werkstätten der Werklehrerbildungsanstalt gearbeitet. Während der Übungen werden Vorträge und Aussprachen gehalten, und es werden die in der Kunstschule ausgestellten Werkarbeiten der Kunstschüler und der Versuchsklassen besprochen.

Teilnehmerzahl: 20.

Teilnehmergebühr: M. 40.

Der Kurs findet statt in der Staatlichen Kunstschule zu Berlin W, Brunenwaldstraße 1/5.

IV. Zeichenkurs vom 10. bis 24. August 1927.

Der Lehrgang soll eine Einführung in die Ziele und Wege des modernen deutschen Zeichenunterrichts geben durch Vorträge über psychologische und pädagogische Fragen und durch täglich wechselnde Ausstellungen von Schülerarbeiten.

Die Dozenten wechseln täglich, um die verschiedenen Aufgaben der zeichnerischen Gestaltung in verschiedener persönlicher Auffassung klarzulegen. Die zu behandelnden Themen lauten:

A. Grundsätze und Richtlinien des Zeichenunterrichts, Phantasiegestaltung, dekorative Gestaltung, Naturstudium, Pflege der Ausdrucksmittel, Linearzeichnen, graphische Technik, Kunstbetrachtung.

Den Teilnehmern wird Gelegenheit gegeben, dem Zeichenunterricht in Volksschulen und höheren Schulen beizuwohnen.

Teilnehmerzahl: 20.

Teilnehmergebühr: M. 40.—.

Der Kurs findet statt in der Staatlichen Kunstschule zu Berlin W, Brunenwaldstraße 1/5.

V. Methodischer Kurs vom 10. bis 24. August 1927

In dem vierzehntägigen Kurs soll den Gästen aus dem Auslande ein tiefer Einblick in das geistige Leben Deutschlands, wie es seinen Ausdruck in den Bildungsbestrebungen gefunden hat, geboten werden. Der Kurs will den Teilnehmern eine lebendige Anschauung von der heutigen Schulpraxis bieten und stellt zu diesem Zweck Besichtigungen von Schulklassen und Unterrichtsbeispiele in den Mittelpunkt. Vor allem soll reichlich Gelegenheit geboten werden, die praktische Auswirkung der pädagogischen Theorie zu studieren. Die Vorträge treten zugunsten der Klassenbesuche stark zurück, sie bilden die theoretische Einführung zu den Unterrichtsbesichtigungen, zu den nachfolgenden Hospitien. Als Dozenten sind vorwiegend Männer der praktischen Arbeit gewonnen.

Für die Besichtigungen der verschiedensten Schularten werden die Teilnehmer ihren Wünschen entsprechend kleineren Gruppen zugewiesen. Den verschiedenen Interessen der Kursteilnehmer sucht die Kursleitung durch Aufstellung spezieller Arbeitsprogramme Rechnung zu tragen, für die rechtzeitig die Wünsche einzureichen sind.

Neben der Einführung in die neuzeitlichen pädagogischen Reformbewegungen werden die folgenden Hauptthemen eine eingehendere Behandlung finden. Das Leben der Schule im Spiel und in der Feier — Das Gemeinschaftsleben der Schule — Die Lehrerpersönlichkeit der Schule der Neuzeit — Elternhaus und Schule.

Teilnehmerzahl: 40.

Teilnehmergebühr M. 30.—.

Geschäftliche Mitteilungen.

1. Anmeldungen für die Teilnahme an den Studienwochen sind an die Auslands-Abteilung des Zentralinstituts, Berlin W 35, Potsdamer Straße 120, zu richten, von der auch Sonderprogramme für die einzelnen Kurse zu beziehen sind.

2. Mit der Anmeldung ist die Hälfte der Teilnehmergebühr durch Postanweisung

einzuschicken. Erst nach Eingang dieses Betrages wird der Anmeldende in die Teilnehmerliste aufgenommen.

3. Die Plätze in den Kursen werden entsprechend dem Eingang der Anmeldungen belegt. Für preiswerte Wohnung und Verpflegung wird Sorge getragen.

Jugend im Lande der Jugend

In Europa hat der Weltkrieg der Jugendbewegung neue Impulse gegeben, das elementare und katastrophale Ereignis wühlte keine Altersstufe so im Innersten auf, wie die im Werden Begriffenen. So ist das Streben der Jugend ungeheuer verinnerlicht und verselbständigt worden, indem sie sich den Alten, den „Trägern der Vorkriegswelt“ als die Ara eines ganz neuen Menschentums entgegenstellten. Aber trotz dieser Vertiefung sind die Stimmen oft verworren, die zu uns dringen, die Vielfältigkeit ist verwirrend, die Ziele — scheinbar — oft auseinanderlaufend. Wie verschieden die Ausgangspunkte, die Grundlagen verschiedener Jugendkreise sind, erhellt schon aus einem flüchtigen Vergleich der reichsdeutschen Jugendbewegung mit den Bestrebungen der Jugendorganisationen im Auslandsdeutschtum. Hier Gedanken- und Gefühlskomplexe, die in ihren Endpunkten den Staat und seine Umgestaltung vor sich sehen, — dort ein Zusammenfassen der meist noch nicht aus sich selbst heraus vorwärtsdrängenden Jugend durch verantwortungsbewußte Führer höherer Jahrgänge usw.

Es ist hochinteressant, nun einmal auch von Amerika her Genaueres darüber zu hören, wie die dort vorhandene Jugendbewegung sich auswirkt. Erik Zielesch hat uns in seinen Aufsätzen „Jugend im Lande der Jugend“ ein wundervolles Amerikabuch beschert.*) Der Haupteindruck, den man als Europäer, abgesehen von der vielseitigen sachlichen Belehrung über die soziale Lage, über die verschiedenen Formen der Jugendorganisation usw. gewinnt, gipfelt in der Erkenntnis, daß dort eine ungleich unbekümmertere, unbelastetere Jugend heranwächst als in dem kranken Europa. Es steigt in dem Europäer fast ein Gefühl des Neides darüber auf, wieviel Energieverlust dort drüben vermieden werden kann, der bei uns an Problemen, Zweifeln, Müdigkeiten hängt. Jeder Jugendführer nehme dies Buch zur Hand, er wird manches ablehnen müssen, wird manches als wenig geschmackvoll und tiefgründig bezeichnen, er wird aber nicht leugnen können, daß dort viel, viel mehr Lebendigkeit, Lebenszugewandtheit und vielleicht oft auch mehr Echtheit und Natürlichkeit zu finden ist, als bei uns.

*) Gebrüder Enoch Verlag, Hamburg.

Bücher der Zeit

Dr. Ernst Kieferitzky: Die Schönheit unserer Muttersprache. Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1926. 8°. VII und 386 Seiten.

Der Verfasser, ein geborener Balte, setzt sich in diesem Buch die Aufgabe, den Wohlklang der deutschen Sprache zu untersuchen und dadurch den Beweis dafür zu erbringen, wie irrig die noch vielfach herrschende Ansicht ist, daß das Deutsche von Natur aus eine häßliche Sprache sei. Er gründet seine Beweisführung vor allem darauf, daß er die Schönheit der rhythmischen Betonung, wie sie der deutschen Sprache im Wort- und Satzbau eigen ist, untersucht und auch nachzuweisen sich bemüht. „Unsere Väter haben eben das Ideal einer schönen Betonung entdeckt und formten ihre Sprache danach um. Eine betonungsschöne Sprache muß aber eindringliche Töne zur Verfügung haben. Nicht daß die Eindringlichkeit schon alles macht. Im Gegenteil, eine Sprache, die deren zu viel hat, hämmert. Aber auch das haben die Alten bedacht, und unsere Sprache ist nicht hämmern geworden. Sie haben ein reicheres Betonungsideal und noch andere Betonungstrieb gehabt.“

Neben der rein geschichtlichen Wissenschaft erscheint dem Verfasser auch eine Wissenschaft vom deutschen Wohlklang, eine durchgebildete Wohlklanglehre unbedingt notwendig, denn nur mit der Schönheit einer Sprache läßt sich auch der Ausländer zu ihr locken, und das ist „die eigentliche, die einzige Waffe dort, wo Sprachen Mann gegen Mann kämpfen.“ Den Ausländer aber zu locken, ist für Kieferitzky die einzige aussichtsreiche Lösung im Sprachenkampf.

Wichtig und beherzigenswert auch für nichtdeutsche Sprachpolitiker ist die Feststellung des Verfassers: „Staatliche Eingriffe bleiben hier — auf dem Gebiet des Sprachenkampfes — immer erfolglos und sind auf die Dauer nur lächerlich. Aber, es ist noch schlimmer; die Staatsprache weckt durch Unduldsamkeit Trotz und schwächt sich im freien Sprachenkampf. Dieser wird eben nur da erfolgreich geführt, wo man die Stammfremden lockt, und jeder Zwang stört deshalb.“

Das Buch ist so nicht nur von deutschkundlichem, sondern auch von kulturpolitischem Standpunkt aus lesens- und beachtenswert.

Hermann Nollau: Germanische Wiedererstehung. Ein Werk über die germanischen Grundlagen unserer Gesellschaft. Unter Mitwirkung von Klaudius Bojunga, Albrecht Haupt, Karl Helm, Andreas Heusler, Otto Lauffer, Friedrich von der Leyen, Josef Müller-Blattau, Claudius Freiherr von Schwerin. Karl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1926. Gr. 8°. 700 S. Mit 10 farbigen Tafeln.

„Liebe zum deutschen Volk und seiner Eigenart, bewundernder und zugleich schmerzlicher Rückblick auf seine Vergangenheit, und Sorge um seine Zukunft“ hat die Verfasser, lauter erprobte Fachmänner auf den verschiedensten Gebieten der ger-

manischen Wissenschaft, angetrieben, dieses umfangreiche Sammelwerk zu schaffen. Ihr Augenmerk ist nun darauf gerichtet, unter Zusammenfassung der verschiedenen Gebiete altgermanischen Geisteslebens zunächst ein wissenschaftlich wahres und zuverlässiges Bild der altgermanischen Kultur zu gewähren, dann weiterhin die Umbildung und Unterdrückung altgermanischer Kulturwerke in den Zeiten des Eindringens fremder Bildung in Deutschland zu zeigen und schließlich die neuerliche Wiedererweckung solcher altgermanischer Werte darzulegen.

Das Werk selbst gliedert sich in 8 größere Abschnitte. Voraugeschickt ist eine einleitende Einführung, worin eine Übersicht über die geschichtlichen Stufen der Entwicklung der germanischen Kultur geboten wird, ohne daß dabei auch die in ihr vorhandenen fremden Bestandteile verschwiegen werden. Daran schließt sich an eine auf Grabungen und Schrifttum gestützte, in der Form knappe, in der Sache umfassende Darstellung der gesamten Gegenstandskultur und des gesamten Volksbrauchs in altgermanischer Zeit. Dieser erste Abschnitt bildet zugleich gleichsam die Unterlage für die dann folgende Darstellung der wesentlichsten Sondergebiete altgermanischer Kultur: Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit; altgermanisches Recht; altgermanische Religion; altgermanische Tonkunst; Wesen und Werden der deutschen Sprache in alter Zeit; altgermanische Dichtung; altgermanische bildende Kunst. An die Schilderung der altgermanischen Zeit schließt sich sodann in all diesen Abschnitten ein Überblick über die Umbildung des Altgermanischen in der weiteren geschichtlichen Entwicklung, seine Vermischung mit Fremdem und sein Fortleben trotz dieser Überfremdung. All diese Darlegungen wollen dann schließlich ein Wegweiser für die Zukunft sein: zur germanischen Wiedererstehung.

Das Werk hat ausgesprochen wissenschaftlichen Charakter, wenn es auch verächtelt — und zwar zu seinem Vorteil —, mit schwerem wissenschaftlichen Rüstzeug aufzufahren; bloß am Ende jedes einzelnen Abschnittes wird ein Auschnitt aus der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur zusammengestellt. Es ist zugleich ein Tendenzwerk in des Wortes edelster Bedeutung: es will dienen der geistesgeschichtlichen Belehrung, der vaterländischen Erbauung, der Stärkung des Selbstbewußtseins und der Kraft des deutschen Volkes, ohne dabei aber Fremdem grundsätzlich feindlich gegenüberzustehen oder gar solche fremden Werte, die der Deutsche zum Vorteil seines Wesens in sich aufgenommen hat, etwa in leidenschaftlichem Uhereifer ausrollen zu wollen.

Alles in allem: Ein schönes und inhaltreiches Buch, besonders auch für uns Auslanddeutsche wieder einmal eines jener Bücher, die Mut und Kraft verleihen. H.

Bücherschau

Dr. Fr. Wertheimer, Deutschland, die Minderheiten und der Völkerbund. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1926.

Auf Grund des ungeheuern Materials, das ihm beim Deutschen Auslandsinstitut zur Verfügung steht, auf Grund seiner weitreichenden Sach- und Personenkenntnis hat Dr. Wertheimer hier ein Werk geschaffen, das als allgemeine Einführung in die Probleme und als Nachschlagewerk gleicherweise ausgezeichnete Dienste leisten kann. Die auf engem Raum zusammengedrängten Ergebnisse einer mit beispielloser Energie verarbeiteten Materie weisen drei große Inhaltsgebiete auf:

1. Versuch begriffliche Bestimmungen auf dem Gebiete der Minderheitenfragen zu erzielen.

2. Geschichtliche Zusammenfassung der Minderheitenfrage.

3. Darstellung der letzten organisatorischen und propagandistischen Versuche den Minderheitenschutz betreffend.

Die Untersuchungen Wertheimers laufen in ihrem Endresultat darauf hinaus, daß es eine Pflicht Deutschlands schon im Interesse seiner in anderen Staaten lebenden Minderheiten ist, die kulturelle Autonomie im eigenen Wirkungskreise durchzuführen. Sehr wertvoll und praktisch verwendbar ist die tabellarische Übersicht der deutschen Minderheitsorganisationen im Anhang des Buches;

Banat, Das Deutschtum im rumänischen Banat, herausgegeben von Dr. Karl Bell. Deutscher Buch- und Kunstverlag, Dresden, 1926.

Die Schrift überrascht durch die Vielseitigkeit und den Reichtum des Stoffes. Wenn man bedenkt, daß fast alle wissenschaftlichen Unterlagen zur Darstellung des Deutschtums im Banat fehlen, so muß das Geschick und die Umsicht bewundert werden, mit der der bekannte Vorkämpfer des V. D. U., Dr. Bell die Sammlung von Artikeln über das politische, wirtschaftliche, volkstümliche, mundartliche, geistige Sein der Banater veranstaltete. Wir haben hier endlich eine Darstellung, in der wir uns zuverlässig über unsere Volksgenossen im Banat unterrichten können.

Dr. Joh. Fürst, Der Widersinn des polnischen Korridors. Verlag Deutsche Rundschau, Berlin, 1926.

Die ethnographisch = geschichtlich = wirtschaftliche Darstellung ist eine Entgegnung auf die Schrift von Dr. Glawski: Polens Zugang zum Meere und die Interessen Ostpreußens. An der Hand eines sehr ausgiebigen statistischen und Kartenmaterials erhalten wir eine ausgezeichnete, zusammenfassende Darstellung des gesamten Fragenkomplexes, der sich an die Abschnürung Ostpreußens durch den polnischen Korridor von dem übrigen Deutschland knüpft. Selbstverständlich wird auch der Danziger Frage die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet.

Dr. Guido Gündisch und Dr. Peter Jekel, Rechte und Pflichten im Gemeindegelben, Volkstümliche Aufsätze über dörfliche Verwaltungsangelegenheiten, herausgegeben vom Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein, Volksschriften 3. Bd.

Der ungarländisch-deutsche Volksbildungsverein hat in diesem Werke in glücklicher Weise dem einfachen Mann einen Führer durch alle Zweige des Verwaltungslebens in die Hand gegeben. Er ist von der richtigen Erkenntnis ausgegangen, daß man namentlich den Landmann am besten für sich gewinnt, wenn man ihm in den Fragen seines praktischen Alltagslebens hilft. Ueberdies ist hier ein hervorragendes völkisches Erziehungsmittel geschaffen worden, indem der Unterrichtung über die Muttersprache in der Verwaltung, über die Gleichberechtigung der Nationalitäten, über die Verpflichtungen der Beamten, über die Errichtung von Schulen, Vereinen usw. ein besonders breiter Raum gegeben wird.

In der Heimat. Bilder und Geschichten aus Posen und Pommern von Paul Dobbermann. II. Band der Bücher des Deutschen Heimatboten Posen, Kosmosverlag.

Es ist nicht zu bestreiten, daß ein Bedürfnis nach heimatlischer, schöngestiger Literatur besteht, welche Geschichtliches und Volkstümliches wieder ins Bewußtsein des Volkes hebt. Allerdings muß, wie bei aller Heimatkunst, eine gewisse künstlerische Höhe erreicht werden, sonst kann, trotz Anerkennung des besten Willens, das Erzeugnis nicht gut geheißt werden. Gewiß reicht das vorliegende Bändchen nicht an das Ideal einer solchen Heimatkunst heran, nichtsdestoweniger kann man es als Wegbereiter und als Zeichen des erwachenden Verständnisses für heimatlische Werte begrüßen. Paul Dobbermann stellt uns darin eine Sammlung von Skizzen und Geschichten heimatlischen Inhaltes vor, sowohl in plattdeutscher als auch hochdeutscher Fassung. Das Büchlein ist recht unterhaltend und wird im einfachen Volke sicher manchen Freund finden, was ihm wärmstens zu wünschen ist.

B. Rander

Sudetendeutsches Jahrbuch. 1926. Johannes Staudaverlag, Augsburg, geh. 6 Mk. geb. 7,50 Mk. 228 Seiten.

Wenn es möglich wäre, so ist das Werk in diesem Jahre noch inhaltsreicher, dabei aber geschlossener und abgründeter geworden. Es gibt, meiner Kenntnis nach, kein gleichartiges im Binnen- und Außendeutschtum, welches ihm vergleichbar wäre. Als schlechtweg vorbildlich müssen wir es bezeichnen.

Dem einleitenden Teil, in den ein Bild Brömses, des künstlerischen Jahresregenten, einführt, folgt das grundlegende Kapitel: „Geistesleben der Heimat.“ Quellen des Rechts der Sudetendeutschen auf den Mutterboden erschließen sich uns in den Aufsätzen „Die Bedeutung des Bodenbacher Urnenfriedhofes für die böhmische Frühgeschichte“ und „Vor vier Jahrhunderten.“ In den „Landschaften der Heimat“ spiegelt sich heuer „Das Ostrau-Karwiner Revier“, welchem Aufsatz eine vortreffliche Radierung von Hellmut Krommer beigegeben ist. Der Abschnitt „Kunst und Wissenschaft“ bringt eine Würdigung des eben verstorbenen Prager Universitätsprofessors August Sauer, Gedenkblätter für August Brömse (auch diese Abhandlung zieren

Wiedergaben nach Werken des Meisters). Ein „Gedenkblatt für den jungverstorbenen Walter Ditz“, welches durch Proben seiner Kunst verdeutlicht wird, führt zu den Dichtern über. Ein Aufsatz über „Kolbenheyer und die Prager Zensur“ leitet zur Schilderung des Lebens und Wesens des dichterischen Jahresregenten, Robert Hohlbaum, über. Ein Bild und ein Kapitel aus seinem leztlin erschienenen Werke „Die Pfingsten vor Weimar“ runden den Eindruck ab. Das Musikalische kommt in den Schilderungen „Sudendeutscher Volksliederschaf“ und „Gustav Mahler in Prag“ zur Geltung. Eine sehr instruktive Abhandlung von Hassinger „Mein Buch und seine tschechischen Kritiker“ (Hassinger: Die Tschechoslowakei, Nikolaverlag, Wien) schließt diese Abtheilung. Die folgende „Politik und Wirtschaft“ bringt uns Anton Kießlich, den Gründer des Bundes der Deutschen in Böhmen, näher, enthält dann die sehr wertvolle Promotionsrede Jessers „Volkskunde und Politik“, berichtet über „Die Lage des deutschen Schulwesens“, die Entstehung der deutschböhmischn Industrie, die Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg. Der Abschnitt „Heerschau über unsere Arbeit“ bringt Jahresberichte aus allen Lagern und Zweigen deutscher Tätigkeit. Man hat den Eindruck daß sich das deutsche Leben hier reßlos spiegelt. Der „Böhmerlandbote“ bringt uns wichtige Daten über die Toten des Berichtsjahres, über Bücher, Zahlenbilder, Karten. Ein Schlußwort faßt zusammen und weist in die Zukunft. Es ist nicht nur ein Gewinn sondern auch ein Genuß das Werk zu lesen. Jede deutsche Institution, besonders aber die großen deutschen Buchereien sollten es für ihre Abteilungen auslanddeutschen Schrifttums, als beispielgebendes Muster anschaffen.

BCU Cluj / Central University Library Cluj **Viktor Kander.**

Deutscher Heimatbote in Polen. Jahrbuch des deutschen Volkstums. 1927. Herausgegeben von Paul Dobbermann. Posen, Kosmosverlag, 2,10 Zloty.

Man muß zugestehen, daß der Heimatbote in Aufbau und Gestaltung wesentliche Fortschritte gemacht hat. Das einfache Leben unseres Deutschtums spiegelt sich einigermassen wieder. Der volle Pulsschlag, wie er im Sudendeutschen Jahrbuch brandet, ist allerdings noch nicht darin. Immerhin eine zu begrüßende, wertvolle Leistung.

Er wird eröffnet durch einen Aufsatz „An den Gräbern unserer Urgroßväter“ von Dr. Ed. v. Behrens. Wir erlauben uns in Bezug auf die Stichhältigkeit der manchmal recht kühnen Phantasie Fragezeichen anzubringen. Das Kalendarium ist gut ausgebaut, leider fehlen im heimat-historischen Kalendarium Nachrichten aus allen Deutschtumsteilen, was aber gewiß nicht alleinige Schuld des Schriftleiters ist. Die Monatsbilder gefallen uns gar nicht. Hier wären heimatlliche Künstler heranzuziehen. Die Gliederung in übersichtliche Abschnitte bewährt sich auch diesmal. „Kirche und Volkstum“ behandelt Lebensfragen unseres Deutschtums. Der Abschnitt bringt erzählende und berichtende Aufsätze. „Schule und Volkstum“ rührt an den Lebensnerv unseres Daseins. Auch hier ist der Text lebendig gehalten. Hervorgehoben seien die wichtigen Aufsätze „Das Elternhaus und die Schule“ und „Mütterschulen“, auch die Plauderei „Was die Mütter mit ihren Kindern spielen und singen sollen“ ist wertvoll. Die Berichte über die Lage der Deutschen in den verschiedenen Teilgebieten

Polens sind heuer zahlreicher und gehaltvoller geworden, langsam werden sie wohl eine Spiegelung des Lebens werden. Allerdings möchten wir hier nochmals, wie im vorigen Jahr unsern Wunsch vorbringen in einem Vorwort alles zusammenzufassen und in einem Nachwort die Linien der Zukunftsentwicklung zu ziehen. Das ist eine Aufgabe der berufenen Führer.

B. Rauber.

Dr. Hermann Müller: „Das autonome Siebenbürgen,“ Hermannstadt 1926.

Das autonome Siebenbürgen ist nicht, aber es sollte sein, weil der geschichtliche Werdegang es fordert, es müßte sein, um die schweren Fehler in der Führung des rumänischen Staates seit der Vereinigung mit den neuen Provinzen wieder soweit gut zu machen, daß erstens viel Schutt aus dem Wege geräumt würde, andererseits aber die Grundlagen für eine Weiterentwicklung mit allseitiger Staatsbejahung geschaffen würden. Auch wie dieses autonome Siebenbürgen aussehen soll, sagt der Verfasser in diesem kurzen und klar geschriebenen Schriftchen, dessen Grundgedanken recht vielen ins Bewußtsein gebracht werden sollten.

Alfred Frey, Baltisches Vortragsbuch. Verlag Jonck u. Poltewsky, Riga, 1926.

In bunter Folge, die auf Namen wie Paul Flemming und Sak. M. A. Lenz zurückgreifen kann, werden Dichtungen von über dreißig deutsch-baltischen Autoren gebracht vor allem vom Gesichtspunkte ihrer Eignung für den Vortrag. Von der urwüchsigen Liebe zur heimattlichen Scholle bis zu dem überverfeinerten und gesättigten psychischen und geistigen Individualismus klingen hier alle Saiten baltischen Kulturbewußtseins. Ein reiches, tiefes, volles Bild, viel feinstes künstlerisches Empfinden neben mancherlei hochsehendem Dilettantismus! Die Sammlung als „Vortragsbuch“ ist sehr geschickt und bietet willkommene Möglichkeit, selbständige baltische Dichterabende zu gestalten. Wir brachten in Heft 1 als Beispiel „Alt Riga“ von Otto von Schilling.

Baltische Blätter vereinigt mit den Baltischen Nachrichten
9. Jahrgang.

Die Baltischen Blätter sind das Vermittlungsorgan zwischen den baltischen Provinzen und den baltischen Flüchtlingen in Deutschland. Aus dieser Stellung ergibt sich Kreis und Umfang ihres Inhalts. In erster Linie sollen sie die baltischen und deutschen Leser in Deutschland über Zustände und Lage im Baltikum orientieren, dann aber auch im Rahmen der gesamt-baltischen Interessen der Stimme der baltischen Flüchtlingschaft Ausdruck geben.

Die Baltischen Blätter erscheinen 2 mal monatlich. Bezugspreis pro Quartal Mk. 3.—, Einzelnummer Mk. 0.50.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch die Schriftleitung Baltische Blätter, Berlin W 62, Kurfürstenstraße 101, I und den Baltischen Verlag und Ostbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W 30, Moßstraße 22. Probenummer kostenlos.

Inhalt

Wie weit sind wir auf dem Wege zur deutschen Volksgemeinschaft. III. Die deutsche Volksgemeinschaft in Polen. Von Viktor Kauder, Kattowitz

Drei baltische Zeitbilder. Von Mia Munier-Wroblewska.

Rasse und Temperament des siebenbürgisch-sächsischen Bauern. Von Dr. M. Drendt, Hermannstadt

Gedichte von Gertrud von den Brincken

Der „Sachsengeschichte“ letzter Band. Von Dr. Konrad Nußbächer, Hermannstadt

Rundschau: Ein Magyare über den Wiederaufstieg Deutschlands. — Rumänen für seine im Ausland lebenden Minderheiten. — Stephan Ludwig Roth, Gesamtausgabe seiner Werke. — Berliner pädagogische Wochen für Ausländer. — Jugend im Lande der Jugend.

Bücher der Zeit

Bücherschau

Herausgeber: Dr. Richard Csaki = Hermannstadt
Ostland-Verlag, Hermannstadt

Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0.90 R.=M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4.50 R.=M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.=M., für Osterreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7.50 Schilling.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Reichsbank, Berlin, W. 9, Abthenerstraße 39—43. (Zahlung durch Posterslagschein möglich.)